

ÜBERNATÜRLICH

Das Leben William Branhams



Buch Eins

Der Junge und seine Entbehrung
(1909-1932)

von Owen Jorgensen

Die vorliegende Biografie ist mit keinem Buch vergleichbar, das Sie je gelesen haben. Sie ist reich an natürlichem Drama ...

Plötzlich ging die Schrotflinte los und traf Billys Beine aus nächster Nähe. Billy brach vor Schmerzen schreiend zusammen.

Jimmy fiel auf die Knie und stammelte: „Es tut mir leid, Billy, es tut mir so leid. Es war ein Unfall. Ich wollte nicht ...“ Dann sah er sich die Beine seines Freundes genau an. Jimmy wurde leichenblass. „Billy, bewege dich nicht. Ich hole Hilfe.“

„Nein, lass mich nicht allein“, schrie Billy. Aber Jimmy rannte schon flink wie ein Hase davon. Als Billy auf seine Beine herabblickte, sah er mit Entsetzen, dass sie beinahe entzwei geschossen waren.

Aber das Drama ist nur der Anfang. Dann kommt das Übernatürliche – und nichts wird je wieder so sein wie zuvor.

Jorgensen, Owen
Übernatürlich, Das Leben William Branham's
Buch Eins
Der Junge und seine Entbehrung (1909–1932)

Deutsche Ausgabe zu beziehen durch:

Gemeinde Krefeld-Uerdingen
Adolf-Dembach-Straße 14
D-47829 Krefeld
Tel. +49-(0)2151-4943-78
Fax +49-(0)2151-4943-80
E-Mail: bfr@aic-europe.com

**Bücher dürfen nur kostenlos
weitergegeben werden**

Satz und Druck
Stünings Medien GmbH, Krefeld
Dießemer Bruch 167
D-47805 Krefeld
info@stuenings.de
www.stuenings.de

Alle Rechte vorbehalten
Herausgeber Gemeinde Krefeld-Uerdingen
Mit freundlicher Genehmigung durch den
Herausgeber der Original-Ausgabe:
Tucson Tabernacle, Arizona, USA

Erstveröffentlichung 1994 in USA unter dem Titel
Supernatural: The Life of William Branham
Book One: The Boy and His Deprivation (1909-1932)
Copyright © by Owen Jorgensen
Published by Tucson Tabernacle

ÜBERNATÜRLICH

Das Leben William Branhams

Buch Eins

Der Junge und seine Entbehrung (1909–1932)

**VON
OWEN JORGENSEN**

ÜBERNATÜRLICH

Das Leben William Branhams

Buch Eins **(1909–1932)**

Copyright © 1994
by Owen Jorgensen

Alle Rechte unterliegen den internationalen und panamerikanischen Copyright-konventionen. Das vorliegende Buch darf weder in seiner Gesamtheit noch in Auszügen ohne die vorherige schriftliche Genehmigung des Verfassers in irgendeiner Form vervielfältigt werden. Dies schließt alle Formen der elektronischen und mechanischen Vervielfältigung ein, einschließlich der Fotokopie, der Aufnahme oder jedweder anderer Informationsspeicherungs- und -abrufsysteme. Die Vervielfältigung des vorliegenden Buches ohne Genehmigung stellt eine Verletzung der internationalen Copyrightgesetze dar.

Herausgabe der deutschen Ausgabe
1. Auflage 7000 Stück (2001)
2. Auflage 3000 Stück (2010)
Gemeinde Krefeld-Uerdingen

mit freundlicher Genehmigung durch den Herausgeber der
Original-Ausgabe:

Tucson Tabernacle
2555 North Stone Avenue
Tucson, Arizona 85705, USA
www.tucsontabernacle.com

Irgendwo auf dieser Welt sucht ein
aufrichtiger Teenager nach Antworten
auf Fragen wie:

Gibt es Gott wirklich? Und wenn ja,
wer ist Er? Und wo ist Er?
Und interessiert sich dieser Gott
für mein Leben?

Dir, junger Suchender, ist dieses Buch gewidmet.
Denn einst suchte auch ich.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Autors

Buch Eins: Der Junge und seine Entbehrung

1	Geheimnisvolles Geburtszeichen	1
2	Seine erste Vision	11
3	Der Gestank der Armut	24
4	Gnadenlos zusammenschlagen	31
5	Versehentlich angeschossen	39
6	Der vernichtende Schlag	49
7	Die Flucht in die Wüste	58
8	Das Zeichen folgt	65
9	Seine letzte Chance	71
10	Die erste Prüfung des Glaubens	82
11	Einem übernatürlichen Evangelium geweiht	90

Erläuterungen des Autors

Anhang

Bibliografie

Buchinformation

Vorwort des Autors

ALS ICH DIESES PROJEKT BEGANN, war die erste Schwierigkeit, der ich gegenüberstand, die Frage: Wie soll ich an ein Thema herangehen, das so einzigartig und beispiellos ist? Zahlreiche Aspekte der Lebensgeschichte William Branhams gehen derart über die Grenzen der normalen Erfahrung des Menschen hinaus, dass es schwierig ist, diesem Leben in dem eingeschränkten Raum eines Buches gerecht zu werden. Die Stärken und Schwächen des von mir gewählten Ansatzes möchte ich deshalb zu Anfang kurz diskutieren.

Jeder Biograf muss einige grundlegende Entscheidungen fällen, ehe er mit dem Schreiben beginnt. Soll er sein Buch thematisch strukturieren oder chronologisch aufbauen? Welches Publikum versucht er zu erreichen? Auf welcher Verständnisebene soll er schreiben? Wie lang soll das Buch werden? Welche Ereignisse soll er aufnehmen, und in welchem Detaillierungsgrad sind die einzelnen Ereignisse zu beschreiben? Wieviel Raum soll er Analysen geben, und wann soll er die Ereignisse einfach kommentarlos beschreiben? Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen ...

Ich habe diese Biografie chronologisch aufgebaut, in der Überzeugung, dass allein dadurch vieles verständlicher wird, wenn man sieht, wie sich William Branhams Leben Schritt für Schritt entfaltet. Viele Biografen bleiben in ihren Texten allgegenwärtig, analysieren und erläutern die zukünftige Bedeutung jedes einzelnen beschriebenen Ereignisses. Ich habe mich dazu entschlossen, von dieser Vorgehensweise abzusehen und lasse die Bedeutung jedes einzelnen Ereignisses im Unklaren, bis zu dem Zeitpunkt in der Geschichte, an dem William Branham selbst die Bedeutung erkennt. Dies gibt dem Leser die Möglichkeit, sein Leben so zu verfolgen, wie er es gelebt hat, die Entwicklung seines Charakters zu verstehen, seinen Kampf zu würdigen und die Bedeutung seines besonderen Lebens zu begreifen.

Da bereits mehrere Kurzbiografien geschrieben wurden, war ich der Meinung, dass diese Biografie umfassender und detaillierter sein sollte. Ich wollte sie aber nicht langatmig werden lassen, weswegen ich mich auf die natürliche Handlung der Geschichte konzentriert habe, die reich an übernatürlichen Überraschungen ist – allzeit

bestrebt, die Analyse auf ein Mindestmaß zu beschränken. Das Ergebnis ist ein leicht lesbarer Text. Ob Sie Schüler der siebten Klasse oder Universitätsprofessor sind, ich denke Sie werden sich dabei ertappen, wie Sie Seite um Seite umblättern, um mehr zu erfahren.

Aber diese Stärke hat auch einen Nachteil. Da sich die vorliegende Biografie wie ein spannender Roman liest, werden manche Leser versucht sein, sie als Fiktion abzutun. Das wäre ein Fehler! Denn jedes in diesem Buch beschriebene Ereignis ist tatsächlich geschehen. Viele dieser Geschichten sind durch mehrere Quellen umfassend dokumentiert. Während meiner Recherche bediente ich mich zahlreicher Artikel aus Zeitungen und Zeitschriften, Bücher, Fotografien, Filme und Aussagen von Menschen, die William Branham persönlich kannten und Augenzeugen von einigen der in der vorliegenden Biografie beschriebenen, übernatürlichen Phänomene wurden.

Doch den größten Teil meiner Informationen habe ich aus dem persönlichen Zeugnis William Branhams selbst bezogen. In den 19 Jahren seiner Tätigkeit als national und international bekannter Prediger wurden mehr als 1.100 seiner Predigten aufgezeichnet. In den meisten dieser Predigten berichtete er von seinen außergewöhnlichen Erlebnissen. Häufig erzählte er von den Dingen, die er gerade erlebt hatte, beschrieb sie in Einzelheiten, einschließlich seiner Gespräche. (Weitere Informationen dazu finden sich in den Erläuterungen des Autors am Ende dieses Buches.) Oft berichtete William Branham sogar, woran er gerade dachte, während diese Dinge geschahen – der Traum eines jeden Biografen! Das in großer Fülle vorliegende Quellenmaterial – detailliert und sehr persönlich – machte es mir möglich, die vorliegende Biografie in dem fesselnden Stil zu schreiben, den ich gewählt habe. Ich war der Meinung, dass die Vorteile dieses Ansatzes den Nachteil, dass der Text damit keinen gelehrten Anstrich hat, bei weitem aufwiegen. Mein Ziel ist es, den Leser zu fesseln, und dafür zu sorgen, dass er eine der wichtigsten Personen des öffentlichen Lebens unserer Zeit besser kennen lernt – und eine der größten Persönlichkeiten aller Zeiten.

Owen Jorgensen, 1994

Buch Eins

Der Junge und seine Entbehrung

(1909–1932)



Die Holzhütte nahe Burkesville (Kentucky), wo William Branham am 6. April 1909 zur Welt kam

Kapitel 1

Geheimnisvolles Geburtszeichen

1909–1912

„**FÜNFZEHN** Jahre ist nicht zu jung, um ein Baby zu bekommen“, murmelte Ella Branham in dem Versuch, sich selbst Mut zuzusprechen.

„Warum auch, ich bin nicht schlechter vorbereitet als –“

Der Schmerz kam wieder – stärker, beherrschender als zuvor. Ella fühlte mit den zunehmenden Beschwerden wie ihre Panik wuchs. Sie hielt ihren geschwollenen Bauch und stöhnte: „Noch nicht, bitte noch nicht. Nicht bevor Charles nach Hause kommt.“

Schweißperlen bildeten sich auf ihrer Stirn. Sie schwankte über den Lehm Boden zum einzigen Fenster der Blockhütte, das in die Mitte einer roh gezimmerten Holztür eingesetzt worden war. Das Fenster hatte keine Glasscheibe, nur eine hölzerne Klappe, die Ella tagsüber öffnete und in der Nacht geschlossen hielt. Jetzt war diese Klappe geöffnet.

„Charles!“, schrie sie. Ihre Stimme schien sich in den Wäldern von Kentucky, mit den sich weithin in alle Richtungen erstreckenden Anhöhen und Senken, zu verlieren. Das Wissen, dass der nächste Nachbar Kilometer entfernt wohnte, gab Ella ein verzweifertes Gefühl der Einsamkeit. Der Schmerz um ihren Leib wurde stärker, trieb sie in Panik. „Charles!“, schrie sie erneut „Charles, wo bist du?“ Dann verlor sich ihre Stimme in ein schwaches Wimmern. „Bitte komm heim. Ich brauche dich.“

Charles Branham hatte an diesem Morgen seinen Holzfällerlohn erhalten und war in die nächste Stadt, Burkesville (Kentucky) gelaufen, um sich eine neue Arbeitslatzhose zu kaufen. „Zu Ehren meines ersten Kindes“, hatte er gesagt. Aber was hielt ihn jetzt so lange auf? Hatte ihm eine Kneipe auf dem Wege aufgelauret? Wenn ja, wäre es nicht das erste Mal in ihrer einjährigen Ehe. Aber sicherlich würde Charles doch so etwas nicht heute tun. Er wusste doch, dass ihr Kind jeden Augenblick kommen konnte.

Die Wehe ging vorüber und ließ sie erschöpft zurück. Ella sank gegen den splitterigen Türrahmen und beobachtete, wie die Sonne hinter den knospenden Ahorn- und Eichenbäumen unterging. Man schrieb April 1909. Ella fröstelte, als sie die Fensterklappe schloss.

Die Hütte wurde nun einzig und allein vom Licht des Sonnenuntergangs beleuchtet, das zwischen den rau behauenen Holzstämmen hindurchschien. Kleine Lichtstrahlen bewegten sich langsam über den Tisch – Marke Eigenbau, gezimmert aus einem abgesägten Baumstamm und dicken Ästen, die als Tischbeine dienten – und über die hölzerne Sitzbank. Das einzige andere Möbelstück in dem ca. 4 m langen Raum war ein einfaches, an die Wand genageltes Bett. Ella schwankte zu dem Bett, brach auf der Strohmattatze zusammen und zog die Bettdecke bis zum Kinn hinauf. Das mit Maisliesch gefüllte Kissen unter ihrem Kopf knisterte bei jeder Bewegung. Während das Zimmer sich in tiefes Schwarz hüllte, dachte Ella an ihre ehemalige Heimat in Paris, Texas, aus der sie vor kurzem noch unbedingt entkommen wollte. Letztes Jahr schien es ihr dort unerträglich. Doch in ihrer jetzigen Lage kam es ihr nur noch halb so schlimm vor.

Sie war als Ella Harvey in Texas aufgewachsen. Ihr Vater war Jäger, Fallensteller und Lehrer. Ihre Mutter war eine vollblütige Irokesen-Indianerin. Ella, das älteste von vier Kindern, hatte eine wunderbare, sorgenfreie Kindheit, bis ihre Mutter vor drei Jahren an Scharlach starb. Zu diesem Zeitpunkt war Ella knapp zwölf Jahre alt und ihr jüngster Bruder erst vier. Die Mutterrolle fiel Ella zu, und sie war nicht leicht.

Vor etwas mehr als einem Jahr hatte sie dann Charles Branham auf einem Rodeo getroffen. Charles war nicht sehr groß, aber gut aussehend, mit welligem schwarzen Haar, breiten Schultern und genügend Cowboy-Fähigkeiten, um fast jeden wilden Mustang zu bezwingen, den er herausforderte. Ella schmolz bei seinem Charme dahin. Charles war 18, sie 14; aber sie fühlte sich Jahre älter. Zu der Zeit schien ihr die Ehe eine gute Möglichkeit, sich der Last der Fürsorge für ihre jüngeren Geschwister zu entledigen. Jetzt fragte sie sich allerdings, ob sie nicht vom Regen in die Traufe geraten war. Hier war sie, 15 Jahre alt, eine Fremde im Bergland von Kentucky, und erwartete 60 Kilometer vom nächsten Arzt entfernt ein Baby, einsam und ohne einen Freund, den sie zu Hilfe hätte rufen können. Ella vergrub ihren Kopf in ihr Kissen und weinte.

CHARLES BRANHAM kehrte eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit in die Hütte zurück. Er hatte natürlich getrunken, aber nicht so viel, dass sein Verstand benebelt war. Er stieß die Tür leise auf, um seine junge Frau nicht zu stören, sollte sie bereits schlafen. Da hörte er sie stöhnen. Charles zündete schnell eine Kiefernfackel an und stellte sie auf den Deckel eines Obstglases. Die Fackel brannte mit trüber, unruhiger Flamme, eine Unmenge Rauch entwickelnd. Für die natürliche Belüftung der Hütte sorgten die vielen Ritzen im Bauwerk; So zog der Rauch hinauf in die Dachbalken und von dort durch die Dachschindeln hinaus.

„Charles“, flüsterte Ella schwach, „es ist so weit. Hole deine Mutter.“ Charles machte Feuer und eilte dann zur Hütte seiner Mutter. Es war eine kalte und klare Nacht, und das Sternenlicht wies ihm den Weg. Eine Stunde später kehrte er mit seiner Mutter und zwei Nachbarinnen zurück.

Großmutter Branham war eine barsche alte Frau, so zäh wie Leder. Doch der Anblick der 15-Jährigen in ihren Wehen, ließ sie weich werden, wie heißes Waschbärfett, das Leder von Stiefeln geschmeidig macht. (Nicht, dass Großmutter Branham jemals Stiefel getragen hätte. Sie hatte niemals in ihrem Leben ein Paar Stiefel besessen.) Sie übernahm die Regie. Sie selbst hatte 17 Kindern das Leben geschenkt, sodass sie gut darauf vorbereitet war, ihrer neuen Schwiegertochter als Hebamme zu dienen. Sie bestand darauf, dass Charles draußen wartete. Er widersprach nicht. Er nahm eine Decke, krabbelte unter den angebauten Schuppen auf der einen Seite der Hütte und bereitete sich auf den herumliegenden Holzspänen und Baumrinden ein Bett. Charles holte eine kleine Whiskeyflasche aus seiner Tasche und stürzte den Inhalt hinunter, um seine Nerven zu beruhigen. Bald schlief er fest.

Als die Morgendämmerung heraufzog, nahm die Aufregung in der Hütte zu. Charles erwachte. Im Osten wurde der Horizont in der Morgendämmerung heller, die Sonne war jedoch noch nicht aufgegangen. Er verfluchte sich, weil er gedöst hatte, und dann wurde er unruhig, weil das Kind noch nicht geboren war. War etwas nicht in Ordnung? Vielleicht sollte er nach drinnen gehen und nachschauen? Noch bevor er eine Entscheidung treffen konnte, hörte er das helle Schreien eines Neugeborenen. Die Tür der Hütte flog auf und eine der Nachbarinnen rief: „Charles Branham, es ist ein Junge.“

Verlegen schlüpfte Charles hinein und schloss die Tür. Der Raum roch nach dem Rauch des Talglichtes auf dem Tisch. Großmutter Branham wusch den Säugling, schätzte sein Gewicht auf fünf Pfund und legte ihn dann sanft in die Arme seiner Mutter. Charles stand in der Nähe des Bettes, die Hände im Latz seines neuen Overalls verborgen und beobachtete nervös das strampelnde schreiende Wesen, das sein Sohn war.

Ella sagte: „Charles, er hat deine blauen Augen.“

Charles schaute aufmerksam in die kleinen Augen, aber bei dem trüben Licht konnte er die Augenfarbe nicht erkennen. „Wir werden ihn William nennen“, sagte er. „Und sein zweiter Vorname wird Marrion sein.“

Ella ließ sich den Namen auf der Zunge zergehen:

„William ... Marrion ... Branham. Es hört sich fein genug an. Und wir können ihn Billy nennen. Charles, ich glaube, Billy hat auch dein welliges Haar geerbt. Öffne doch die Fensterklappe, damit ich ihn besser sehen kann.“

Es war kurz nach fünf Uhr morgens am Dienstag, dem 6. April 1909. Tageslicht fiel durch die Dachschildeln, wenn auch die Sonne noch nicht am Horizont aufgegangen war. Charles öffnete die Fensterklappe und wich erschrocken zurück. Wie ein Pfeil war etwas durch das offene Fenster hineingeschossen – ein Licht, wie ein Stern, mit einem Durchmesser von ungefähr dreißig Zentimetern.

Ella schrie auf und zog ihren Sohn fest an ihre Brust. Die anderen drängten sich bestürzt rückwärts gegen die Wand. Das sonderbare Licht durchkreiste den Raum mehrmals, blieb dann über dem Bett stehen, schwebte über Mutter und Kind, gelblichgrün glühend und pulsierte durch ein ihm innewohnendes Leben. Eine knappe Minute verblieb es in dieser Stellung – nicht lange, aber doch lang genug, dass jeder in der Hütte sicher war, dass er es wirklich gesehen hatte. Dann verließ der Feuerball die Hütte so schnell, wie er gekommen war, wirbelte den Dachbalken entgegen und entschwand durch das Dach.

Charles starrte mit weit offenen Augen, ohne zu blinzeln, nach oben zu den Dachschildeln. Plötzlich lenkte ein Flügelschlagen seine Aufmerksamkeit auf die Tür, wo eine Taube auf dem Fensterbrett des noch offenen Fensters gelandet war. Die schneeweiße Taube schaute sich mit neugierigen Augen im Zimmer um, fast als ob sie nach etwas suchte. Als sie das Neugeborene entdeckte, neigte sie ihren Kopf und gurrte, bevor

sie davonflog. Charles starrte dem Vogel einen Augenblick hinterher und ließ dann seine Augen wieder zum Dach hinaufschweifen.

Eine der Nachbarinnen murmelte: „Nun, ich habe noch nie –“

Die andere verwundert: „Ich frage mich, was aus diesem Kind einmal werden soll.“

Billy Branham war gerade einmal 15 Minuten alt.

DIE NEUGIGKEITEN über „den Neugeborenen, der drüben in den Bergen mit einem Licht über sich zur Welt kam“ verbreiteten sich rasch unter dem Bergvolk. Einige taten es ab als Reflexion des Sonnenlichts in einem Spiegel. Aber Charles und Ella wussten es besser, denn es gab keinen Spiegel in ihrer Hütte. Außerdem war die Sonne noch gar nicht aufgegangen. Sie waren verwirrt. Hatte dieses Licht eine geistliche Bedeutung? Charles wollte die ganze Sache vergessen, aber Ella ließ das nicht zu. Sie bestand darauf, dass „etwas getan werden müsse“ und beschloss schließlich, dass ihr Baby in die Kirche gebracht und Gott geweiht werden soll. Zunächst wehrte sich Charles gegen diese Idee, aber schließlich stimmte er zu, auch wenn diese Einwilligung seiner Wesensart völlig zuwiderlief. Die nächste Frage war jedoch: In welche Kirche sollten sie ihn bringen?

Die Vorfahren Charles Branhams waren streng katholisch erzogene Iren. Auf Ellas Seite waren die Harveys ebenfalls Katholiken irischer Abstammung, mit der Ausnahme von Ellas Mutter, die dem Stamm der Irokesen angehörte. Doch sowohl Ella als auch Charles hatten sich völlig von ihren katholischen Wurzeln entfernt und keiner von ihnen hatte formelle religiöse Überzeugungen. Sie beschlossen deshalb, dass für ihren Zweck, die am nächsten gelegene Kirche die beste sei.

Als Billy Branham zwei Wochen alt war, packten ihn Charles und Ella ein und machten sich auf den Weg in die Opossum Kingdom Baptist Church, wo sich jeden Sonntag eine kleine Gemeinde traf. Die Kirche war ein schlichtes Holzgebäude mit Lehm Boden und als Kirchenbänke dienten Bretter, die auf Holzblöcke gelegt waren. Die Opossum Kingdom Baptist Church hatte keinen festen Prediger, und an den meisten Sonntagen sang die Gemeinde bloß Lieder und las aus der Bibel. Aber alle zwei Monate kam ein Wanderprediger vorbei und hielt eine Predigt. Der alte Prediger war auch heute anwesend. Er betete für William Marrion Branham und

bat Gott, den kleinen Jungen eines Tages in Seinem Dienst zu gebrauchen. Es sollten 23 Jahre vergehen, bevor Billy Branham wieder eine Kirche betreten würde.

SEINE HOLZFÄLLERTÄTIGKEIT zwang Charles oft, sich an Wochentagen von seiner Frau und seinem kleinen Sohn zu trennen. Im Oktober des Jahres 1909 hielt ihn ein Schneesturm in einem Holzfällertlager weit von zu Hause entfernt gefangen. Ella, die im vierten Monat mit ihrem zweiten Kind schwanger war, machte sich Sorgen, weil ihre Vorräte zur Neige gingen. Als sie kein Feuerholz mehr hatte, wickelte sie ihre Füße in Sackleinen und ging gegen hüfthohe Schneeverwehungen und den beißenden Wind ankämpfend in den Wald, wo sie einige junge Bäume und tote Zweige schlug und diese in die Hütte schleppte, verzweifelt bemüht, das Feuer am Leben zu erhalten. Als jedoch auch die Nahrungsmittelvorräte zu Ende gingen, verzweifelte sie. Vom Feuer war nur noch kalte Asche übrig, und Ella war zu schwach, um noch einmal nach draußen zu gehen, um Holz zu holen. Sie sammelte jeden Fetzen Stoff in der Hütte zusammen, wickelte sich selbst und ihren Sohn so gut wie möglich darin ein, kroch ins Bett und zog die Bettdecke über sich. Draußen heulte der Wind ohne Unterlass. Der Raum wurde kälter und kälter, bis selbst das Wasser im Eimer gefror. Ella starrte auf die Dachbalken und dachte über das seltsame Licht nach, das bei der Geburt ihres Sohnes erschienen war. Sie hatte in den letzten sechs Monaten häufig darüber nachgedacht. Manchmal glaubte sie, es sei ein Zeichen dafür, dass Billy zu etwas Großem bestimmt sei. Jetzt jedoch schien das Licht bedeutungslos, da der Tod für sie beide nicht weit entfernt sein konnte. Ihr nächster Nachbar war ein alter Mann, der am anderen Ende des Tals wohnte. Als der Sturm nachließ, ging der Nachbar nach draußen, um seiner Arbeit nachzugehen. Er konnte das Dach der Hütte der Branhams sehen und ihm fiel auf, dass kein Rauch aus dem Kamin stieg. Er verschwendete zunächst nicht viele Gedanken daran, aber nach ein paar Tagen machte er sich doch Sorgen. Er wusste, dass vor dem Sturm Rauch aus dem Kamin aufgestiegen war, und während des Sturms konnte keiner die Hütte verlassen haben. Er ahnte, dass etwas nicht in Ordnung war und beschloss, der Sache nachzugehen. Als er sich der Hütte näherte, sah er keine Spuren im frisch gefallenem Schnee. Das bestätigte seine

Befürchtungen, dass niemand nach Ende des Sturms die Hütte verlassen hatte. Er klopfte, aber bekam keine Antwort. Als er versuchte, die Tür zu öffnen, fand er sie von innen verriegelt vor. Jetzt war er sicher, dass jemand drinnen war, der in ernsthaften Schwierigkeiten sein musste, denn sonst hätte man auf sein Klopfen geantwortet. Mit großer Mühe gelang es ihm, die Tür zu öffnen. Was er drinnen fand, ließ ihn erschauern.

Ella und ihr Baby waren im Bett zusammengesunken, halb tot vor Kälte und Hunger. Der Nachbar nahm schnell Ellas Axt, ging in den Wald und brachte genug Brennholz mit, um die Hütte durchzuheizen. Da er nichts Essbares finden konnte, ging er nach Hause und kam mit so vielen Lebensmitteln zurück, wie er tragen konnte. Einen Arzt zu rufen stand außer Frage; also sorgte der alte Mann selbst für die junge Mutter und ihr Kind. Als Charles sich durch die Schneeverwehungen wieder zu seiner Hütte durchgekämpft hatte, waren seine Frau und sein Sohn bereits auf dem Weg der Besserung.

Für den Rest des Winters blieb Charles ständig in der Nähe seiner Familie und ging jagen oder stellte Fallen auf, um die Speisekammer zu füllen. Im Frühjahr begann er wieder mit seiner Arbeit als Holzfäller. Nachdem das Eis getaut war, ging er mit einem Ochsen zu den geschlagenen Bäumen und zog einen Baumstamm nach dem anderen hinunter zum Cumberland River, wo andere Holzfäller die Stämme zu einem Floß zusammenbanden und den Ohio hinunter zum Mississippi schwimmen ließen.

IM MÄRZ DES JAHRES 1910 bekamen Charles und Ella ihr zweites Kind, Edward. Einige Monate später spürte Ella, jetzt 16 Jahre alt, wieder Leben in sich wachsen. Sie schenkte ihrem dritten Kind Anfang 1911 das Leben. Es war ein weiterer Junge, den sie Henry nannten. Charles arbeitete im Frühjahr, Sommer und Herbst des Jahres 1911 weiterhin als Holzfäller. Dann schlug das Schicksal wieder zu, riss Charles aus dem Schoß seiner Familie und zerstörte fast sein ganzes Leben.

Als jüngstes von 17 Kindern war Charles Branham mit vielen rauen Lehrmeistern aufgewachsen. Er hatte gelernt, mit dem Whiskey umzugehen, als er noch ein kleiner Junge war, und war daran gewöhnt, Streitigkeiten mit den Fäusten auszutragen. Im Herbst 1911 war Charles auf einer Party, als Streit ausbrach. Illegaler Alkohol und harte Männer sind eine gefährliche Mischung, und der Streit artete bald in eine wilde

Schlägerei aus, in die jeder Anwesende verwickelt wurde. Ein Kraftprotz namens Willy Yarbrough schlug einen Freund von Charles zu Boden, sprang auf ihn, zog sein Messer und wollte es ihm gerade ins Herz stoßen, als Charles einen Stuhl auf seinen Kopf schmetterte. Charles wich zurück und zückte sein eigenes Messer. Willy vergaß den am Boden liegenden Mann und ging auf Charles los. Willy hätte Charles die Kehle durchgeschnitten, wenn er die Chance dazu bekommen hätte – er war als gnadenloser Kämpfer bekannt, der seinen eigenen Sohn mit einem Zaunpfahl erschlagen hatte – aber Charles Messer fand sein Ziel zuerst, und ließ Willy in einer Blutlache, besinnungslos, aber noch lebend zurück.

Als die Nachrichten dieses Kampfes Burkesville, Kentucky, erreichten, wurde Charles als Rädelsführer bezeichnet und des versuchten Mordes angeklagt. Ein Sheriff kam zu Pferde angeritten, um ihn zu verhaften. Doch bevor der Sheriff ihn finden konnte, bekam Charles Wind von der drohenden Gefahr. Er musste den Ort überstürzt verlassen, ohne zu wissen, wohin er gehen oder was er tun werde. Vor seiner Abreise versprach er Ella, dass er ihr eine Nachricht senden würde, sobald er eine Arbeit und ein Haus für sie gefunden hätte – aber unter falschem Namen, sodass man ihn nicht aufspüren könne.

Und so verschwand Charles Branham innerhalb eines Nachmittags und ließ seine Frau mit den drei Kindern in den Wäldern zurück. Billy war zweieinhalb, Edward eineinhalb und Henry gerade einmal sechs Monate alt. Mit ihren 17 Jahren war auch Ella selbst noch fast ein Kind. Noch ehe ein paar Wochen vergangen waren, wusste Ella, dass sie wieder ein Kind erwartete.

Der Herbst und Winter brachten Ella ans Ende ihrer Kräfte. Sie schien in einem ständigen Alptraum zu leben, während sie verzweifelt versuchte, in einer rohen, von der Welt abgeschnittenen Hütte für ihre drei kleinen Kinder zu sorgen, obwohl sie selbst fast ständig unter Übelkeit litt. Sie hatte kein Geld, keine Mittel, keine Energie. Ella wusste, wenn Charles' Verwandte sie nicht unterstützt hätten, obwohl sie selbst sehr arm waren, hätten sie keine Chance gehabt zu überleben.

Aber schließlich kam der Frühling, der Boden taute auf und ihre Übelkeit nahm ab. Henry hatte seinen ersten Geburtstag, Edward seinen zweiten und Billy seinen dritten. Für Ella, in deren Leib sich das Baby lebhaft

bewegte, näherte sich der Geburtstermin. Einmal in diesem Frühjahr des Jahres 1912 kam der Sheriff in die Hütte und fragte, ob Ella etwas von ihrem Ehemann gehört hätte. Sie konnte ihm aber wahrheitsgemäß berichten, dass sie nichts von ihm wisse und keine Ahnung habe, wo er sich aufhalte.

Ein paar Tage nach dem Besuch des Sheriffs befanden sich Billy und Edward hinter der Hütte und spielten an einer Stelle, an der eine kleine Quelle den Boden rutschig und feucht machte. Billy wollte seinem kleinen Bruder zeigen, wie stark er war, und suchte sich deshalb den größten Felsbrocken aus, den er heben konnte, hielt ihn hoch über seinem Kopf und warf ihn in die Quelle. Der Stein versank tief in dem Schlamm am Rande der Quelle und beschmutzte Edward von Kopf bis Fuß, der auch prompt zu weinen anfang und zur Hütte zurückwatschelte.

Ein Rotkehlchen begann aus voller Brust zu singen. Billy suchte in dem Gebüsch, bis er den Vogel in einem nahen Baum entdeckte. Er machte einen Schritt auf den Vogel zu, und der Vogel flog weg. In diesem Augenblick geschah etwas so Außergewöhnliches, dass es sich tief in sein zartes Gemüt einbrannte und zu seiner ersten bedeutenden Kindheitserinnerung wurde. Von dem Ort, an dem das Rotkehlchen gesessen hatte, kam ein Geräusch, das dem Geräusch von Blättern ähnelte, die im Winde rauschen – *whoosssh*. Dann ertönte eine Stimme aus dem Baum, eine sehr klare, menschliche Stimme, die sagte: *„Du wirst nahe einer Stadt mit dem Namen New Albany leben.“*

Mit einem Schreckenschrei rannte Billy so schnell ihn seine kleinen Beinchen trugen in die Hütte zurück und schrie: „Mama, Mama!“

Ella war dabei, den Schlamm von Edwards Bäuchlein zu wischen. „Billy, was ist passiert?“, fragte sie, während sie ihren ältesten Sohn fest an sich drückte.

„Ein Vogel hat mit mir gesprochen, Mama. Ich habe gehört, wie er im Baum gesungen hat, und dann hat er mit mir gesprochen.“

Ella lachte: „Du hast geträumt, mein Kind.“

Aber Billy bestand darauf. „Ich habe ihn gehört, Mama. Ich habe gehört, wie er geredet hat.“

„Und was hat dieser Vogel gesagt?“, neckte Ella ihn, überzeugt davon, dass sich alles nur in Billys Fantasie abgespielt hatte.

„Er sagte, dass ich in der Nähe einer Stadt mit dem Namen New Albany leben werde.“

Diese Antwort schreckte sie auf. Es war unwahrscheinlich, dass ein kleiner Junge sich so etwas ausdachte. Sie ging hinter die Hütte und rief in den Wald: „Hallo, ist da irgendjemand?“ Als sie wieder hereinkam fragte Billy: „Mama, wo ist New Albany?“

„New Albany ist eine kleine Stadt in Indiana, auf der anderen Seite des Flusses, gegenüber von Louisville, Kentucky, ungefähr 150 Kilometer von hier entfernt. Billy, wo hast du jemanden von New Albany sprechen hören?“

„Ich habe nie zuvor von New Albany gehört, Mama, bis dieser Vogel mit mir gesprochen hat. Mama, wann werden wir dort wohnen? Wird Papa dort bei uns sein?“

Ella schüttelte den Kopf.

Einige Wochen später kam der lang ersehnte Brief von Charles. Ella saß an dem groben Holztisch und starrte auf den Umschlag, den sie in ihren zitternden Fingern hielt. Billy stand auf Zehenspitzen und lugte über den Tisch. „Mach ihn auf, Mama!“

Ella kicherte nervös. „Natürlich, wir haben lange genug darauf gewartet, warum sollten wir noch länger warten?“

Vorsichtig öffnete sie den Umschlag, nahm den Brief heraus, entfaltete ihn und begann zu lesen. Da ihr Vater Lehrer war, hatte sie eine gute Bildung erhalten. Charles war jedoch kaum in die Schule gegangen und konnte weder lesen noch schreiben, nicht einmal seinen eigenen Namen. Einer seiner Brüder, der in Louisville wohnte, hatte den Brief für ihn geschrieben.

„Was steht drinnen, Mama?“, fragte Billy.

Sie sprach, während sie las. „In dem Brief steht, dass dein Vater in Indiana ist. Er hat regelmäßige Arbeit und eine Unterkunft für uns gefunden, und er möchte, dass wir sofort zu ihm kommen. Er ist in einer kleinen Stadt mit dem Namen Utica, 15 Kilometer nordöstlich von –“ Sie unterbrach sich abrupt und schaute voller Erstaunen auf ihren dreijährigen Sohn. Wie konnte dies möglich sein?

„Wo, Mama? Wo ist Utica?“, drängte Billy.

Ella sagte langsam: „Billy, wir werden 15 Kilometer nordöstlich von New Albany in Indiana leben.“

Kapitel 2

Seine erste Vision

1912–1916

CHARLES BRANHAM hatte dem Brief genügend Geld beigelegt, sodass Ella einen Umzugswagen mieten konnte. Sie hatte außer den drei lebhaften Jungen nur wenig Besitztümer aufzuladen. New Albany lag mehr als 150 Kilometer nördlich von Burkesville. Da die errechnete Zeit der Entbindung immer näher rückte, hatte Ella Angst vor der Reise. Für den dreijährigen Billy, der niemals aus seiner Berghütte herausgekommen war, war die Fahrt jedoch ein aufregendes Abenteuer. Er war besonders beeindruckt von der engen, flachen Holzbrücke, die zwischen Louisville in Kentucky und New Albany in Indiana, den Ohio überspannte. Weitere 15 Kilometer in nördlicher Richtung führten die vier dann in ihre neue Heimatstadt Utica in Indiana.

Am 27. Mai 1912 wurde Ella von ihrem vierten Sohn entbunden, den sie Melvin nannte. In diesem Sommer arbeitete Charles für einen Bauern am Ort. Es war eine unglaublich schwere Arbeit. Manchmal musste er schweißgebadet in sengender Hitze zwölf Stunden am Tag hinter einem Pferd und einem Pflug hergehen. Mehr als einmal kam er zurück, und sein Hemd war so stark in seinen Rücken eingebrannt, dass Ella es vorsichtig mit der Schere von seinem Rücken lösen musste. Während der Zeit, in der der Mais wuchs, verbrachte Charles seine Tage, indem er mit einer Hacke die Schlingpflanzen und das Unkraut aus den Reihen entfernte. Zuerst bildeten sich Blutblasen an seinen Händen, später Hornhaut so hart wie Leder. Er ertrug dies alles für nur 75 Cent am Tag.

Im Herbst des gleichen Jahres begann Charles wieder als Holzarbeiter, denn bei dieser Arbeit fühlte er sich wohler als bei der Landarbeit. Er war in den Wäldern aufgewachsen und hatte bereits früh mit der Holzarbeit begonnen. Obwohl er nur 150 Pfund wog, war Charles ein

kraftstrotzendes Muskelpaket und als Holzarbeiter so geübt, dass er einen 900 Pfund schweren Baumstamm allein auf einen Wagen laden konnte. Als jedoch der Winter näher rückte, wurde Charles unruhig. Die sechsköpfige Familie lebte in einem Einzimmer-Schuppen, der nicht größer und nicht einmal so gut gebaut war wie die Holzhütte, die sie in Kentucky zurückgelassen hatten. Die Arbeit würde ihn zwingen, seine Familie wochenlang allein zu lassen. Da er nicht wollte, dass seine Frau noch einmal so leiden musste wie im letzten Winter, suchte Charles nach einer besseren Arbeit.

Doch erst im Frühjahr 1913 fand Charles eine feste Anstellung in Jeffersonville, Indiana, bei dem Multimillionär Herrn Wathen, dem Besitzer der Wathen-Brennerei und Teilhaber eines professionellen Baseball-Teams, den Louisville Colonels. Charles wurde als Privatkutscher angestellt, da er gut mit Pferden umgehen konnte. Die Arbeit war nicht gut bezahlt, bot aber erhebliche Vorteile – namentlich einen Bereich auf Herrn Wathens Grund und Boden, wo sie mietfrei wohnen durften. Das Grundstück umfasste eine Holzhütte mit zwei Räumen, eine alte Scheune, einen großen Garten und ein kleines Feld, das Charles zu seinem eigenen Nutzen bebauen konnte. Außerdem hatte Herr Wathen eine Molkerei in der Nähe und Charles konnte jeden Abend einen Eimer Milch mit nach Hause nehmen – ein nicht zu unterschätzender Vorteil für einen Vater von vier heranwachsenden Söhnen.

Jeffersonville lag sieben Kilometer nordöstlich von New Albany, an einer entlang des Ohios verlaufenden Landstraße, welche die Einheimischen Utica Pike nannten. Herr Wathen lebte zwölf Kilometer außerhalb der Stadt auf einem großen Landsitz. Die Hütte, die Charles nun bezog, lag auf einem Hügel mit Blick auf den Ohio. Verwitterte Bretter bedeckten das Gebäude von außen; innen füllte Lehm die Ritzen zwischen den Holzstämmen. Die Hütte hatte einen Lehmbooden, zwei Räume und einen Schlafboden im Dachgebälk über einem der Räume. Die Leiter zum Dachboden war aus zwei jungen Bäumen gearbeitet. In die Mitte des einen Raumes hatte man einen abgesägten Baumstumpf gerollt und mit flachen Steinen bedeckt. Auf dem Baumstumpf befand sich ein Holzofen, der aus einem alten Ölfass gefertigt worden war. Zum Kochen benutzte Ella einen kleinen Ofen. Sie hatten sogar eine Öllampe zur Beleuchtung. Alles in allem war es eine ungeheure Verbesserung im

Vergleich zu der schäbigen Baracke, die ihnen in Utica als Unterkunft gedient hatte.

Auf dem Hügel vor der Hütte breitete ein Apfelbaum seine Zweige über einer kleinen Quelle aus. Das kühle Quellwasser diente während des Sommers als Kühlschrank. Metallkannen mit Milch, Buttermilch und Butter wurden dort hineingestellt und so vor schnellem Verderb geschützt. (Charles konnte dort keine Sahne aufbewahren, zu viele kleine Branhams hätten sie gierig stibitzt.) Die Quelle versorgte die Hütte bis Mitte August mit Wasser, dann versiegte sie. Die Branhams mussten dann ihr Wasser aus dem Brunnen heraufholen, der sich nahe der Scheune befand, und es bergauf zum Haus tragen.

Billy liebte die murmelnde Quelle. Eine Kürbisflasche hing an einem Nagel am Stamm des Apfelbaumes, doch benutzte Billy sie selten. Er liebte es, sich flach im warmen Gras auszustrecken und direkt aus der Quelle zu trinken, bis sein Bauch voll war. Anschließend füllte er einen Krug und trug diesen zu seinem Vater aufs Feld.

Wenn Charles vom Feld nach Hause kam, war er immer ausgehungert. Da die Familie keinen Wasseranschluss im Haus hatte, wusch er sich hinter der Hütte, wo eine Waschbank gegen einen Apfelbaum gebaut worden war. Die Bank bestand nur aus einem Scheunenbrett, das am Stamm angebracht war, mit einem weiteren Brett an jeder Seite und einem schräg stehenden Brett darunter zur Festigung. Alle vier Jungen standen dann hinter ihrem Vater in einer Reihe, um sich zu waschen. Wenn Charles die Ärmel seines selbst genähten Hemdes hochrollte, um sich einzuschäumen, spielten seine Muskeln. Billy beobachtete seinen Vater mit Stolz und dachte: „Das ist mein Vater. Er ist stark. Er wird hundert Jahre alt werden. Wenn ich selbst ein alter Mann bin, werde ich immer noch meinen Vater mit seinen starken Muskeln ansehen.“ Charles war nur ca. 1,70 m groß. Billy hatte das dunkle, gewellte Haar seines Vaters und dessen gutes irisches Aussehen geerbt, aber nicht dessen kräftige Statur. Billy war eher schlank und drahtig wie seine Mutter.

Dann war Billy an der Reihe, sich zu waschen. Er war sehr vorsichtig, um zu verhindern, dass die hausgemachte Laugenseife in die Augen geriet. Das war einmal passiert und ihm eine Lehre gewesen. Er trocknete sich mit einem Handtuch ab, das seine Mutter aus einem leeren Maismehlsack hergestellt hatte. Das Handtuch war rau und

unbequem und Billy tupfte sich nur leicht ab. Über der Waschbank wurde ein zerbrochener Spiegel durch fünf zurechtgebogene Nägel festgehalten. Billy kletterte auf die Bank, um sich selbst sehen zu können, während er mit dem Blechkamm versuchte, die unbändigen Locken zu zähmen.

Charles hatte den Esstisch und die Bänke aus alten Scheunenbrettern gebaut. Die Bänke sahen wie Kirchenbänke aus. Billy saß während des Abendessens immer neben seinem Vater. Zum Abendessen gab es normalerweise Bohnensuppe mit Maisbrot, gekochte Zwiebeln und Buttermilch. Ella buk das Maisbrot in einer Pfanne, legte es dann auf einen Teller und reichte den Brotteller um den Tisch herum, sodass sich jeder ein Stück Brot abbrechen konnte. Billy nahm immer eine Ecke, denn sie hatte mehr Kruste, und er liebte es, krosses Maisbrot in seine Suppe zu tunken.

AM 14. MAI 1914 bekam Billy einen weiteren Bruder, Edgar Lee Branham. In den nächsten Jahren verlief Billys Leben sehr angenehm. Jeden Samstagnachmittag borgte sich sein Vater ein Maultier und einen Planwagen von Herrn Wathen, lud seine Familie auf und fuhr zwölf Kilometer zur Stadt, um Lebensmittel einzukaufen. Die vier jüngsten Branhams hüpfen hinten auf einem Strohhaufen auf und ab, Billy aber durfte mit seinem Vater und seiner Mutter vorn auf dem Kutschbock sitzen. Billy fand es immer sehr aufregend, in den Laden zu fahren, weil er genau wusste, was passieren würde. Charles, der \$3,50 pro Woche verdiente, gab meistens \$3,00 davon im Lebensmittelladen aus. Ab und zu verschwendete er sogar Geld für einen Beutel braunen Zucker oder gesalzene Cracker; meistens jedoch kaufte er nur Grundnahrungsmittel wie Bohnen, Kartoffeln und Maismehl – Nahrungsmittel, die lange vorhalten. Nachdem Charles seine Rechnung bezahlt hatte, gab Herr Grover, der Lebensmittelhändler, ihm üblicherweise eine Tüte Zuckerstangen mit Pfefferminzgeschmack für die Kleinen.

Wieder auf dem Wagen, beobachteten fünf Augenpaare gespannt, wie Papa die vier Zuckerstangen gerecht zwischen den fünf Jungen aufteilte. Die vier jüngsten Branhams leckten die Pfefferminzstangen sofort auf. Billy jedoch war schlauer. Er leckte eine ganze Weile, rollte die Stange

dann in ein Stück braunes Papier ein und steckte sie in die Tasche. Er hatte später noch Verwendung für sie.

Samstagabends wurde der große Waschbottich aus Zedernholz für das wöchentliche Bad mit heißem Wasser gefüllt und alle badeten nacheinander, ohne das Wasser zu wechseln. Ella schrubhte Billy mit der Laugenseife hart ab und sagte dabei: „Ich möchte dich so sauber haben wie eine frisch geschälte Zwiebel.“ Dann rieb sie ihn mit einem aus einem Mehlsack hergestelltem Handtuch trocken, bis er das Gefühl hatte, seine ganze Haut sei abgerieben. Ella wusste, dass Billy keine ausgewogene Ernährung bekam, und so gab sie ihm nach dem Bad einen Löffel Lebertran, von dem sie annahm, dass es gegen Erkältungen schütze. Billy blickte auf den großen Löffel mit Lebertran und bettelte: „Oh Mama, bitte zwing mich nicht. Mir wird schlecht. Ich kann es nicht ausstehen.“

Sie antwortete: „Wenn Medizin nicht bitter schmeckt, dann hilft sie nicht.“ Billy hielt sich die Nase zu, steckte den Löffel in den Mund, versuchte zu schlucken, würgte, schüttelte sich und schaffte es schließlich, das Öl herunterzuschlucken.

Sonntags kochte Ella „Mulligan Stew“, einen Eintopf aus Rüben, Möhren, Kohl, Kartoffeln, Bohnen, Maismehl und einem Stück Rindfleisch. Die Reste gab es in den nächsten zwei oder drei Tagen.

Am Montag wusch Ella draußen vor der Hütte die Kleidung in einem großen eisernen Kessel, der über einem offenen Feuer erhitzt wurde. Billy als der Älteste musste Zweige vom Johannisbrotbaum hacken. Es wurde auch von ihm erwartet, den Kessel mit Wasser zu füllen – eine schwere Aufgabe für einen Jungen seiner Größe und seines Alters.

„William“, rief sie.

„Ja, Mama.“

„Geh zur Quelle und hole mir einen Eimer Wasser.“

Billy dachte daran, wie sehr der schwere Zederneimer auf seiner Schulter lastete, auch wenn dieser nur halb gefüllt war. Er tastete in seiner Tasche nach dem Stück Pfefferminzstange, das er in Papier gewickelt hatte. Dann suchte er seinen Bruder Edward und sagte: „Humpy“ – Billy nannte seinen Bruder häufig Humpy – „weißt du was? Ich lass dich an der Stange lutschen, bis ich bis zehn gezählt habe, wenn du dafür den Eimer Wasser für mich holst.“ Edward holte das Wasser gern und Billy belohnte ihn mit

der Pfefferminzstange. Billy fing an zu zählen: „Eins, zwei, drei ...“ Edward, der so schnell lutschte, wie er konnte, beschwerte sich: „Nicht so schnell. Du zählst zu schnell. Fang noch einmal von vorne an.“ Billy fing noch einmal an und Edward durfte noch etwas länger lutschen. Dann wickelte Billy die Stange wieder ein und steckte sie in seine Tasche. Es gab montags noch andere Hausarbeiten zu erledigen, aber so lange die Zuckerstange hielt, konnte Billy die Freizeit genießen.

Am Washtag benutzte Ella eine lange, flache Stange aus Hickoryholz zum Umrühren der Kleidung im Waschkessel und zum Herausholen, wenn diese fertig gewaschen war. Sie bewahrte die Stange an einem Nagel innen an der Tür der Hütte auf. Die Stange hatte mehrere Funktionen. Ella benutzte sie zum Ausklopfen der Strohmattzen und der Bettdecken. Charles nutzte sie auch zur Züchtigung. Manchmal, wenn einer der Jungen nicht brav gewesen war und eine Tracht Prügel erwartete, verschwand der Stab auf unerklärliche Weise. Charles schaffte es immer, auch ohne ihn auszukommen. Er benutzte statt dessen seinen Rasierriemen, der aus einem alten Gürtel gefertigt war oder aber den Ladestock seiner Flinte. Alle kleinen Branhams erhielten ihre „Erziehung“ im Holzschuppen, wo sie so schnell wie möglich um ihren Vater herumliefen, während dieser ihnen den Hosenboden versohlte. Charles nannte es „den Teufel aus ihnen heraustreiben“.

Einmal brütete Edward einen schelmischen Plan aus. „Billy“, sagte er, „Mama und Papa hacken im Garten. Wenn du reingehst und ein bisschen Zucker holst, hole ich die Cracker, und wir treffen uns dann in der Scheune.“ Für Billy hörte sich der Vorschlag ganz gut an. Ella bewahrte ihren braunen Zucker in einer Schachtel in der Hütte auf. Sie mischte ihn häufig mit Wasser, um Sirup für die Pfannkuchen zum Frühstück herzustellen. Billy huschte in die Hütte, holte eine große Handvoll Zucker heraus und bewegte sich in Richtung Scheune. Der Garten lag unten auf halbem Weg zwischen Haus und Scheune. Charles richtete sich von seiner Hacke auf und wischte sich die Stirn mit seinem rot-weiß-karierten Taschentuch. Er bemerkte, wie sein ältester Sohn daherkam, einen Arm in einer unnatürlich steifen Haltung, als ob er etwas verbergen würde.

Charles fragte: „Wohin gehst du, William?“

„Ich gehe in die Scheune.“

„Was hast du in deiner Hand?“

Billy dachte: „Oh nein“. Er versuchte sich herauszureden. „Welche Hand?“

Charles sagte: „Komm her.“

Billy hatte danach lange Zeit keine Lust mehr auf Zucker.

ENDE AUGUST 1916 stopfte Ella alle ihre Matratzen mit neuem Stroh aus, nachdem eine dampfbetriebene Dreschmaschine die Getreideernte beendet hatte. An diesem Abend, kurz nachdem die Jungen in ihr Bett auf dem Dachboden geschickt worden waren, schrie Billy, wie von einer Tarantel gestochen, auf. Ella stürzte zur Leiter und rief: „Billy, was ist denn los?“

„Mama, da ist etwas bei mir im Bett.“

„Es ist nur ein Grashüpfer in dem neuen Stroh. Leg dich hin und schlaf.“

„Mama, ich kann nicht schlafen, wenn dieses Tier unter mir herumhüpft.“

Ella nahm ihre Öllampe in die Hand und stieg auf den Dachboden, sodass Billy genügend Licht hatte, um die Matratze zu öffnen, in dem frischen Stroh herumzuwühlen und den Übeltäter zu finden. Er ließ die Heuschrecke durch einen Spalt im Dach ins Freie.

Später lachte Ella über diese Episode, als sie sie Charles erzählte. Sie konnte ihrem Ehemann jedoch nicht mitteilen, wie sehr sie sich um Billy sorgte. Der Junge war in der letzten Zeit sehr gereizt und vertrug sein Essen nicht. Mehr als einmal hatte er sich im letzten Monat darüber beklagt, dass sein Magen nach dem Abendessen verstimmt war und dass er Magensäure aufstieß. War er nervös, weil er schon bald in die Schule kommen sollte? Oder beunruhigte ihn etwas anderes? Könnte es etwas mit dem Trinken seines Vaters zu tun haben?

Im September kamen Billy und Edward gemeinsam in die Schule. Billy war siebeneinhalb. Auch wenn er elf Monate älter war als sein Bruder Edward, hätten sie aufgrund ihrer Größe als Zwillinge durchgehen können; Edward war nur unmerklich kleiner als sein Bruder.

Billy hatte keine Kleidung für die Schule. Den Sommer über war er barfuß und ohne Hemd herumgelaufen und hatte lediglich ein Paar geflickte und gestopfte Latzhosen getragen. Die Familie konnte sich keine neue Kleidung leisten, und so musste Ella improvisieren: Sie nahm

den Mantel, den Charles zu ihrer Hochzeit getragen hatte, schnitt ihn zurecht und nähte daraus eine Hose. Charles kam mit weißen Socken und einem Paar gebrauchter Tennisschuhe nach Hause, die Billy kaum passten, und so war Billys Garderobe fertig.

Als Ella ihn für das neue Abenteuer fertig gekleidet hatte, sagte sie: „Fertig. Nun lass dich anschauen.“ Sie ging ein Stück zurück, um ihn besser sehen zu können. Seine nackten Rippen ließen ihn so klein und mager aussehen; und er sah so rückständig aus mit seinem zotteligen Haar, das ihm bis in den Nacken hing, seinen selbstgemachten Hosen und den Tennisschuhen, die bereits abgetragen waren, als er sie erhielt. Ella lächelte und sagte: „Na, wenn du nicht aussiehst wie ein ‚windiger‘ Kentuckianer.“ Sie hatte alles getan, was in ihrer Macht stand. Dennoch würde ihr ältester Sohn ohne Hemd in die Schule gehen müssen.

Also marschierten an einem kühlen Septembermorgen des Jahres 1916 Billy und sein Bruder Edward die Fluss-Straße entlang zur Utica Pike Schule, einem typisch ländlichen Schulhaus mit nur einem Raum, das inmitten der Hügel und mit Sicht auf den Ohio errichtet worden war. Frau Temple würde nun viele Jahre ihre Lehrerin sein. Sie unterrichtete alle acht Klassen, deren Schüler im Alter zwischen sechs und fünfzehn waren.

In der Schule lernte Billy mehr als Lesen, Schreiben und Rechnen. Plötzlich erweiterte sich sein Horizont. Als er in der Klasse saß, hatte er Zeit genug, sich mit den anderen Kindern zu vergleichen. Die Unterschiede waren himmelschreiend. Es waren Landkinder wie er selbst, aber die meisten hatten schöne Kleidung und passende Schuhe. Und sie alle hatten ein Hemd. Zum Mittagessen brachten die anderen Kinder Butterbrote mit und hatten Kuchen oder Kekse als Nachtschiff dabei. Billy aß Bohnen, und manchmal hatte er gar kein Mittagessen. Er begann zu spüren, dass seine Familie arm war.

Von Anfang an wurde Billy von den älteren Jungen als Außenseiter gebrandmarkt. Sie nannten ihn den Maisfresser und zogen ihn wegen seines Hinterwäldler Akzents auf, der so typisch für die Bergbewohner von Kentucky ist; und sie lachten ihn aus, weil er so abgerissen aussah. Ein paar Wochen, nachdem die Schule angefangen hatte, beschlossen Billy und einige andere Jungen, einen Nachmittag damit zu verbringen,

im „Eisteich“ hinter der Hütte der Branhams zu fischen. Sie nannten den Teich „Eisteich“, weil Herr Wathen jeden Winter Eisblöcke herausschnitt, diese in Sägemehl aufbewahrte und sie im Sommer dazu benutzte, seine Kühlboxen in der Molkerei zu kühlen. Billy war begeistert, dass ihn die anderen in ihre Pläne einweihten. Er war nicht nur ein begeisterter Angler, sondern er sehnte sich auch danach, „dazuzugehören“.

Nach der Schule rannte Billy nach Hause, um seine selbstgemachte Angel vom Dachboden zu holen. Seine Tennisschuhe passten nicht richtig, und er hatte ein schmerzhaftes Hühnerauge auf seinem großen Zeh. In der Schule hatte er sich ständig mit dem Hühnerauge beschäftigt. Jedesmal, wenn er den Fuß bewegte, schmerzte es so sehr, dass er seine Gedanken nicht auf die Schularbeit konzentrieren konnte. Jetzt jedoch, in seinem Eifer und seiner Begeisterung vergaß er seinen Schmerz. Er stürzte in die Hütte und hatte gerade einen Fuß auf die Leiter gesetzt, als er eine kräftige Hand auf seiner Schulter spürte. Sein Vater drehte ihn herum.

„Billy, ich habe heute Nachmittag eine wichtige Arbeit für dich. Ich möchte, dass du die Destille für mich mit Wasser füllst.“

Billys Herz und Glieder erstarrten. „Aber Papa, ich wollte heute Nachmittag mit meinen Freunden fischen gehen.“

„Du kannst morgen fischen gehen. Ich will heute Nacht eine Ladung Whiskey brennen und ich bin schon spät dran. Ich brauche genug Wasser, um die Spulen kühl zu halten. Du bist alt genug, um zu arbeiten, und ich brauche deine Hilfe. Die Eimer sind unten bei der Scheune, neben der Pumpe. Jetzt beeile dich und zieh dich um. Ich bin draußen beim Schuppen und bereite die Destillen vor.“

Langsam stieg Billy die Leiter hoch, wobei er den Kopf so drehte, dass sein Vater seine Tränen nicht sehen konnte.

„Und denk dran“, fügte Charles hinzu, „halte deinen Mund. Nicht ein Wort darüber zu irgendjemandem!“

„Ja, Papa.“

Obwohl die Prohibition erst 1919 offiziell in Kraft trat, hatten einige Staaten bereits seit 1906 Gesetze gegen den Alkoholkonsum. 1916 war Indiana bereits „trocken“. Charles konnte ohne seinen Whiskey nicht leben. Da er nicht genug Geld hatte, um ihn auf dem Schwarzmarkt zu

erwerben, stellten er und sein Nachbar Dornbush illegal Whiskey im Schuppen hinter dem Haus her. Durch den Verkauf ihrer Restbestände an durstige Nachbarn sprang ein wenig Geld heraus, und sie hatten beschlossen, eine zweite Destillieranlage zu bauen. Heute wollten sie beide Destillen in Betrieb nehmen, und dafür musste alles bereit sein.

Billy saß lange auf seiner Strohmattmatze und spürte das Hühnerauge an seinem Fuß mit jedem Herzschlag pulsieren. Schließlich raffte er all seine Kraft zusammen. Mit großer Erleichterung riss er seine Schuhe von den Füßen. Dann schlüpfte er aus seiner Schulhose in seine alte Latzhose. Die Schulterriemen fehlten, und die Latzhose wurde jetzt von einer Schnur zusammengehalten; Nägel dienten als Knöpfe. Die Nägel schlüpfen leicht durch die Knopflöcher im Latz, lösten sich jedoch nicht, wenn man sie seitwärts umbog. Dann „stützte“ er seinen Zeh ab, das heißt, er nahm einen Maiskolben und band ihn unter dem schmerzenden Zeh fest, um ihn aus dem Dreck herauszuhalten.

Langsam kletterte er die Leiter hinunter und machte sich auf den Weg bergab zum Brunnen beim Schuppen. Zwei Sirupeimer warteten bereits neben der Pumpe. Billy pumpte sie beide voll. Jeder Eimer fasste eine halbe Gallone (ca. 2 Liter) Wasser, und er brauchte all die Muskeln seiner sieben Jahre, um sie an ihren wackeligen behelfsmäßigen Griffen hochzuheben.

Der Nachmittag war warm und absolut ruhig. Nicht ein Lüftchen bewegte das trockene gelbe Gras. Während Billy den Pfad hinaufging, hörte er Gelächter vom „Eisteich“ in der Nähe. Seine Kameraden waren bereits dort, angelten, alberten herum, hatten Spaß. Billys Enttäuschung entlud sich in einer Flut von Tränen.

Halben Weges, in der Nähe des Gartens, setzte Billy sich hin, um unter dem Schatten einer großen Silberpappel auszuruhen. Auf seinen staubigen Wangen hatten Tränen ihre Spuren hinterlassen. Er stöhnte: „Ist es nicht schrecklich? Alle anderen Jungen dürfen dort unten angeln, und ich muss zu Hause bleiben und Wasser schleppen!“ Er hörte ein Geräusch, als ob der Wind in den Blättern rausche – *whoosssh*. Aber Billy konnte keinen Lufthauch spüren. Er dachte: „Was ist das?“ – und sah sich um. Die Blätter, die sich gerade herbstlich färbten, standen absolut unbeweglich. Nirgendwo war auch nur der leiseste Windhauch zu spüren. Er schmolte weiter. „Die Väter der anderen tun so etwas

nicht. Warum muss ausgerechnet ich Wasser zu diesen geheimen Destillen schleppen!“

Er hörte die Blätter wieder rauschen, stand auf und blickte in die Zweige hinauf, konnte aber keinerlei Bewegung erkennen. Er stieß noch einige Klagen hervor, nahm dann seine Eimer auf und machte sich wieder auf den Weg. Sein „hochgelegter“ Zeh hinterließ dabei eine merkwürdige Spur auf dem staubigen Pfad. Er hatte erst eine kurze Strecke zurückgelegt, als er das Geräusch wieder hörte – *whoosssh* – diesmal lauter als zuvor. Billy drehte sich um, und jetzt sah er es: Ein Wirbelwind bewegte sich in den Zweigen in halber Höhe des Baumes. Das war an sich nicht ungewöhnlich. Wirbelwinde waren im Herbst recht häufig. Er hatte sie schon oft durch die Felder rasen sehen, beobachtet wie sie trockenes Laub aufwirbelten und vor sich her trieben. Aber solche Wirbelwinde jagten immer in eine bestimmte Richtung, bewegten sich immer auf dem Boden. Dieser Wirbelwind schien an einem Ort gefangen zu sein. Fasziniert beobachtete Billy, wie sich die grünen, braunen und gelben Blätter bewegten und drehten.

Plötzlich erscholl eine Stimme aus dem Baum – eine tiefe, klangvolle Stimme, die sagte: *„Trinke oder rauche niemals, und beflecke deinen Leib in keiner Weise! Denn es wird ein Werk für dich zu tun sein, wenn du älter wirst.“*

Billy hörte diese Worte so klar, als ob sein Vater sprechen würde; aber es war nicht die Stimme seines Vaters. Er hatte eine so ehrfurchtgebietende Stimme nie zuvor gehört. Er ließ die Eimer fallen, rannte in die Hütte und schrie dabei aus voller Kehle.

Ella fing ihn in ihren Armen auf. „Billy, was ist los? Hat dich eine Schlange gebissen?“ Sie dachte, dass ihr Sohn im Garten vielleicht auf eine Mokassin-Schlange, eine in diesem Landstrich häufig anzutreffende Giftschlange, getreten sei.

„Nein, Mama“, stammelte er und deutete nach unten in den Garten. „Da ist ein Mann in dem Baum dort unten.“

„Oh, Billy, Billy, hör auf! Hast du dich ausgeruht und bist eingernickt?“

„Nein Mama, dort ist ein Mann in dem Baum und er sagte mir, nie zu trinken oder zu rauchen.“ Ella lachte darüber. Sie umarmte ihren Sohn, küsste ihn auf die Stirn und versuchte, seine Nerven zu beruhigen. Aber Billy blieb hysterisch und wollte sich nicht beruhigen. Sie brachte ihn

ins Bett und eilte dann zum nächsten Nachbarn, der ein Telefon hatte und rief einen Arzt. Nachdem er die Geschichte gehört hatte, sagte der Arzt: „Der Junge ist nur nervös. Er wird darüber hinwegkommen.“

Billy wiederholte seine Geschichte beim Abendessen. „Dort ist ein Mann in diesem Baum, und ich habe gehört, was er mir gesagt hat. Ich werde niemals wieder dort vorbeigehen.“ Und daran hielt er sich. Von diesem Tage an vermied er es an der Pappel vorbeizugehen, wenn er zur Scheune musste, und ging außen um den Garten herum.

ZWEI WOCHEN SPÄTER spielten Billy und Edward vor der Hütte mit Murmeln unter dem Apfelbaum, als Billy plötzlich etwas Sonderbares über sich kommen spürte – einen Druck, der seine Haut in Schwingung versetzte, als ob eine Art unsichtbarer Energie ihn umgäbe. Er schaute nach oben. Irgendwie schien der Ohio näher zu sein als zuvor. Als Billy flussabwärts nach Jeffersonville blickte, änderte sich die wilde Landschaft vor seinen Augen. Eine Brücke formte sich vom Ufer aus und überspannte den Fluss Stück für Stück, als werde sie im Zeitraffer erbaut. Nicht etwa eine Brücke, wie die flache, niedrige, die sie auf ihrem Weg nach Indiana überquert hatten. Es war eine gewaltige Brücke mit einem großen eisernen Überbau. Billy hatte so etwas noch nie zuvor gesehen. Als er genauer hinsah, bemerkte er, dass hoch oben auf den Aufbauten Männer arbeiteten. Dann sah er, wie ein Brückenbogen brach. Die Männer fielen im Zeitlupentempo von der Strebe. Billy zählte sie, als sie fielen. Er sah 16 Männer in dem trüben Wasser verschwinden. Billy ließ seine Murmeln fallen und rannte, unkontrolliert schreiend ins Haus. Ella bemühte sich nach Kräften, ihn zu beruhigen. Als er schließlich seine Geschichte erzählen konnte, sagte sie: „Billy, das hast du nur geträumt.“

Aber Billy bestand darauf: „Nein, Mama. Ich hatte dieses komische Gefühl, und dann sah ich zum Fluss und habe es genau gesehen. Ich habe es gesehen. Oh Mama, ich habe Angst!“

Charles äußerte seine Meinung: „Der Junge ist nur nervös, wie der Arzt gesagt hat.“

Aber Ella war sich nicht so sicher. Sie erinnerte sich an den Tag vor vier Jahren, als Billy ihr mit kindlicher Stimme gesagt hatte, dass sie in der Nähe von New Albany leben würden. Und das war seltsamerweise wahr

geworden. Eine Brücke über den Fluss? Sechzehn Männer kommen ums Leben? Was wäre, wenn dies eines Tages wahr werden würde? Ella schrieb diesen Vorfall auf und dachte dabei: „Wir werden sehen.“

Kapitel 3

Der Gestank der Armut

1916–1917

IN DER SCHULE erweiterte sich Billys Horizont in vielerlei Hinsicht. Er lernte die Welt jenseits der grünen Hügel von Indiana und Kentucky kennen – eine Welt im Krieg. Er hörte die Namen von Ländern, von denen er nicht einmal wusste, dass es sie gab – Deutschland, Österreich, Ungarn – und er erfuhr, dass diese Länder sich gegen Frankreich, Großbritannien und Russland verbündet hatten. Auch wenn die Vereinigten Staaten in diesem Herbst des Jahres 1916 noch nicht in den Krieg eingegriffen hatten, informierte Frau Temple ihre Schüler ständig über die Außenpolitik. Sie brachte häufig eine Zeitung mit in die Schule, aus der sie den Kindern Kriegsberichte vorlas. Billys Fantasie wurde durch die Berichte von Infanteriesoldaten und befehlshabenden Generälen, erbitterten Schlachten und romantischen Helden angeregt. Er verbrachte manchmal die Hälfte seiner Mittagspause damit, die Bilder der Soldaten anzuschauen, die in der Zeitung abgedruckt waren. Gelegentlich sah er sogar Soldaten in Jeffersonville. Ihre schmucken Militäruniformen spornten die Fantasie des siebenjährigen Billy noch mehr an, und ließen in ihm die Sehnsucht erwachen, ebenfalls Soldat zu werden.

Lloyd Ford, ein Schulfreund Billys, hatte sich durch den Verkauf der Pfadfinderzeitschrift *Pathfinder* während der Sommermonate eine Pfadfinderuniform verdient. Lloyd trug diese Uniform häufig zur Schule und erregte damit Billys Neid. Mit dem Rangabzeichen vorn, den Streifen am Ärmel, dem militärisch anmutenden Hut und dem einfachen Streifen außen an jedem Hosenbein entsprach Lloyd Fords Pfadfinderuniform genau Billys Vorstellungen von einem Anzug. Er wusste, wenn er jemals eine solche Uniform tragen könnte, würde er

sich sehr wichtig vorkommen. Eines Tages nahm Billy all seinen Mut zusammen und fragte: „Lloyd, wenn du aus der Uniform herauswächst, überlässt du sie dann mir?“

Und Lloyd antwortete: „Klar, Billy, ich geb’ sie dir dann.“

Gegen Ende Oktober wurde es kalt. Jeden Morgen lag der Frost wie ein Teppich über den Feldern, und schmolz selten vor zehn Uhr. Billy, der immer noch kein Hemd hatte, zitterte, als er am Utica Pike entlang lief. Wenn er früh genug in die Schule kam, konnte er seine Gänsehaut am gusseisernen Ofen aufwärmen, bevor der Unterricht begann und er auf seinen Platz gehen musste. Frau Wathen, die Frau von Charles’ Chef, musste ihn einmal mit nackter Brust auf dem Weg zur Schule gesehen haben, denn eines Tages gab sie ihm einen getragenen Mantel mit einem Adleraufnäher am Ärmel. Billy liebte den Luxus der Wärme und trug den Mantel jede Minute, die er außerhalb der Hütte arbeitete oder spielte. In der Schule trug er den Mantel hochgeschlossen, sodass keines der anderen Kinder sah, dass er kein Hemd darunter anhatte.

Billy und seine jüngeren Brüder schliefen nachts oben auf dem Dachboden und konnten die Sterne durch die Dachschindeln sehen. Als es zu schneien begann, deckte Ella ihre Jungen mit einer Segeltuchdecke zu, um sie während der Nacht trocken zu halten. Morgens war die Decke mit Schneeflocken bedeckt.

Ella hatte das Frühstück stets fertig, ehe die Jungen aufwachten – warme Brötchen und Sirup. Eines Morgens ging sie zur Leiter und rief: „Billy! Komm mit Edward zum Frühstück.“

Billy antwortete: „Mama, ich kann nichts sehen. Ich habe etwas in meinen Augen!“ Durch die kalte Luft, die während der ganzen Nacht durch den Dachboden zog, waren seine Augenlider verklebt.

Ella sagte: „Du hast Eiter in deinen Augen. Warte eine Minute, ich hole das Waschbärfett.“

Immer wenn Charles einen Waschbär erlegte, trennte er das Fett vom Fleisch, und Ella kochte das Fett und hob es in Dosen auf. Waschbärfett war das Allheilmittel der Familie. Bei einer Erkältung gab Ella den Kindern das Fett mit ein wenig Pfefferminzöl vermischt. Bei Halsschmerzen mussten sie das Waschbärfett pur schlucken. Jetzt massierte Ella warmes Waschbärfett in die Augenlider des Jungen, bis er die Augen öffnen konnte.

Billy und Edward stapften durch den Schnee zur Schule; manchmal indem sie einer Wagenspur folgten, doch oft mussten sie sich durch Schneewehen erst hindurchkämpfen. Sie kamen bis zu den Knien durchnässt in der Schule an. Glücklicherweise trockneten ihre nassen Schuhe und Hosen bis zur Mittagszeit.

Sie brachten ihr Mittagessen immer gemeinsam in einem fast zwei Liter fassenden Sirupeimer mit in die Schule. In den Eimer hatte ihre Mutter ein kleines Glas Gemüse, ein weiteres Glas Bohnen, zwei Stücke restliches Maisbrot vom Frühstück und zwei Löffel eingepackt. Billy konnte das im Ofen gebackene Brot der anderen Kinder riechen; es roch so gut. Er wusste bereits, dass ihr Mittagessen aus Butterbroten und Keksen bestand und schämte sich, seine armseligen Bohnen und das Maisbrot in ihrer Gegenwart zu essen. Aus diesem Grund gingen er und Edward hinunter zum Fluss, setzten sich auf einen Baumstamm und stellten die Gläser zwischen sich, sodass sie für sich allein essen konnten. Zuerst nahm Billy einen Löffel voll Bohnen, dann tauchte Edward seinen Löffel ein, dann wieder Billy, und so wechselten sie sich immer ab, darauf achtend, dass die beiden Gläser gerecht zwischen ihnen geteilt wurden.

Kurz vor Weihnachten des Jahres 1916 ließ Frau Temple ihre Schüler aus rotem, weißem und blauem Papier Streifen ausschneiden und zu Ketten zusammenkleben, die sie an den Weihnachtsbaum hängen konnten. Charles hatte nie zuvor einen Weihnachtsbaum in der Hütte gehabt, aber als Ella den Weihnachtsschmuck ihrer Söhne sah, war sie fest entschlossen, dass sich das in diesem Jahr ändern würde. Sie ging mit einer Axt in den Wald und brachte eine buschige kleine Zeder nach Hause. Dann schmückte sie die Äste mit den beiden Papierketten, doch sah der Baum noch immer zu nackt aus. Charles hatte im Sommer etwas Puffmais im Garten angebaut, und Ella beschloss, dass jetzt der ideale Zeitpunkt dafür gekommen sei, ihn zu verbrauchen. Sie bereitete ihn in einem geschlossenen Kochtopf über dem offenen Feuer zu und fädelte dann das Popcorn mit Nadel und Faden auf. So entstand eine lange Kette, die sie mehrmals um die Zeder wickelte, bis sie der Meinung war, dass der Baum wie ein richtiger Weihnachtsbaum aussah.

Nach dem Schmücken des Baumes hatte Ella noch etwas Popcorn übrig. Sie füllte es in einen Sirupeimer und gab Billy und Edward

den Eimer als besondere Leckerei zur Mittagspause mit in die Schule. Die zwei Jungen setzten den Eimer in der Garderobe auf einem Regal über den Kleiderhaken ab, auf denen die anderen Kinder ihre Mäntel aufhingen. (Billy trug seinen Mantel immer noch den ganzen Tag über, selbst im Klassenraum.) Gegen zehn Uhr morgens wanderten Billys Gedanken zu dem Popcorn. Wie würde es wohl schmecken? Und dann dachte er: „Ob es wohl möglich wäre, dass ich schon vor dem Mittagessen eine Handvoll probiere?“ Er hob seine Hand und bat Frau Temple um Erlaubnis zur Toilette zu gehen. Sie gestattete es ihm. Als Billy durch die Garderobe ging, öffnete er den Eimer, nahm eine große Handvoll Popcorn heraus und setzte den Deckel wieder fest auf den Eimer. Er ging hinaus hinter den Ziegelschornstein und aß das köstliche Popcorn Stückchen für Stückchen. Bevor er wieder nach drinnen ging, wischte er sich Hände und Gesicht sorgfältig ab, sodass keine Spuren seine Schwindelei verraten würden.

Zum Mittagessen gingen Billy und Edward zum Fluss hinunter, um wie üblich auf ihrem Baumstamm zu essen. Sie wollten beide zuerst das Popcorn verputzen. Als sie den Eimer öffneten, konnten sie sehen, dass ein Drittel des Popcorns verschwunden war. Edward blickte mit unschuldigem Staunen auf Billy und sagte: „He, etwas ist mit unserem Popcorn passiert.“

Billy versuchte, genauso erstaunt auszusehen wie sein Bruder: „Ja, tatsächlich!“ Edward hatte nicht den leisesten Verdacht.

Am Heiligen Abend hingen die Jungen ihre Strümpfe auf. Am nächsten Morgen fand jeder eine Orange und drei Stücke Süßigkeiten in den Strümpfen. Billy dachte, „Oh, welch ein feiner Kerl der Weihnachtsmann doch ist, dass er kommt, um mir dies zu bringen!“ Er aß seine Orange am Weihnachtstag, hob aber die Schalen auf, trocknete sie und trug sie wochenlang mit sich in seiner Manteltasche umher und lutschte sie wie Süßigkeiten.

Im Januar des Jahres 1917 bemerkte Billy, dass Lloyd Ford seine Uniform seit den Weihnachtsferien nicht mehr getragen hatte. Er fragte: „Lloyd, was ist mit dem Pfadfinderanzug?“

Lloyd antwortete: „Tut mir leid, Billy, ich habe vergessen, dass du ihn haben wolltest. Ich werde meine Mutter fragen.“ Am nächsten Morgen hatte Lloyd enttäuschende Neuigkeiten. „Meine Mutter hat

eine Hundedecke aus der Jacke gemacht, Billy. Und mit der Hose hat sie die Hosen meines Vaters geflickt. Ich habe nur noch ein Hosenbein übrig.“

Billy sagte unverzagt: „Dann bringe mir das Hosenbein.“

Nun war Billy der stolze Besitzer eines Hosenbeins einer abgetragenen Pfadfinderuniform mit einem Streifen auf einer Seite und einem Kordelband an einem Ende. Er wollte dieses Hosenbein so gern zur Schule tragen, doch er wusste nicht wie er das anstellen sollte. Also steckte er das Hosenbein in die Tasche seines Mantels, wo es bereitlag, sollte sich eine Gelegenheit ergeben, es einzusetzen. Er musste nicht lange warten.

Ein gewaltiger Wintersturm hinterließ seine weiße Spur über der Landschaft von Indiana. Einige Schneewehen waren mehr als fünf Meter hoch. Dann kamen Graupelschauer, die auf den Baumspitzen und dem Schnee eine Eisschicht hinterließen und perfekte Bedingungen zum Schlittenfahren schufen. Die Schüler der Utica Pike Schule verbrachten ihre Mittagspause damit, auf einem großen Hügel in der Nähe Schlitten zu fahren. Alle Kinder hatten richtige Schlitten, die im Geschäft gekauft worden waren – alle, mit Ausnahme von Billy und Edward. Billy erinnerte sich an eine alte Metallwanne in einer wilden Müllkippe unten am Fluss. Er holte sie und bald waren er und Edward bei den anderen Kindern auf dem Hügel zu finden. Sie kletterten in die Wanne – Billy hinten, Edward, von Billys Beinen umschlungen, vorn – und schon sausten sie den Hügel hinunter, wobei sie sich immer wieder im Kreise drehten. Es machte riesigen Spaß, aber schlussendlich fiel der rostige Boden der Wanne auseinander, und sie mussten etwas anderes finden, das sie als Schlitten benutzen konnten. Diesmal fanden sie einen Baumstamm und bearbeiteten ihn so lange, bis der vordere Teil entfernt einem Schlitten glich. Der Schnee war genügend gefroren, dass es funktionierte, und so rutschten die beiden Jungen auf ihrem behelfsmäßigen Schlitten mit hoher Geschwindigkeit die steilsten Abhänge des Hügel hinunter.

Bei einer der Schlittenfahrten stürzten die Jungen böse am Fuße des Hügel. Billy stand auf, den Mantel voller Schnee, und spürte einen dumpfen Schmerz in seinem Bein. Die anderen Kinder umringten sie und fragten, ob er sich weh getan hätte. „Oh, mein Bein tut weh“, stöhnte er. Dann hatte er plötzlich eine Idee. „Wartet mal, ich habe ein Hosenbein

meiner Pfadfinderuniform in der Tasche. Das kann ich als Verband nehmen.“ Er nahm das Hosenbein aus seiner Tasche, zog es über seinen Tennisschuh und deckte damit das schmerzende Bein ab und befestigte es mit einem Kordelband. Gerade in diesem Augenblick läutete die Schulglocke und rief die Kinder wieder zum Unterricht zurück.

An diesem Nachmittag rief Frau Temple Billy nach vorn an die Tafel. Während er die Aufgabe löste, stand er seitlich zur Klasse gedreht und hoffte, dass die anderen Schüler nicht sehen konnten, dass er nur an einem Bein die Uniform trug. Aber natürlich bemerkte es jeder. Unterdrücktes Kichern steigerte sich schon bald zu hellem Gelächter. Billy begann zu weinen und Frau Temple schickte ihn früher nach Hause.

Im April brachte Frau Temple eine Ausgabe der Zeitung von Louisville mit in die Schule, in der eine Schlagzeile verkündete: „DIE VEREINIGTEN STAATEN ERKLÄREN DEUTSCHLAND DEN KRIEG“. Sie las den Artikel laut vor und erläuterte, wie am 18. März 1917 deutsche U-Boote drei Schiffe der amerikanischen Handelsflotte versenkt hatten, wodurch sich Präsident Woodrow Wilson gezwungen sah, die neutrale Position Amerikas aufzugeben. Die Vereinigten Staaten von Amerika waren in den Krieg eingetreten.

Vor dem Schulhaus standen die Eichen gerade in Blüte. Die Tage wurden zunehmend wärmer. Nachmittags schwitzte Billy in seinem dicken Wintermantel. Seine Zehen blickten jetzt durch Löcher aus seinen Tennisschuhen hervor.

Eines Tages bemerkte Frau Temple, dass alle Schüler im hinteren Teil des Klassenraums saßen, Gesichter zogen und sich die Nasen zuhielten, als ob etwas stänke. Sie fragte sich, ob das etwas mit dem jungen William Branham zu tun habe. Warum bestand der Junge darauf, an einem solch warmen Nachmittag den Mantel zu tragen? Sie sagte: „William, warum ziehst du nicht deinen Mantel aus? Ist es dir nicht warm?“

Billy hatte das Gefühl, sein Herz bliebe stehen. Er konnte den Mantel nicht ausziehen, er hatte doch kein Hemd an! „Nein, Frau Temple, mir ist ein bisschen kalt.“

Sie war überrascht. „An einem solchen Tag ist dir kalt?“

„Ja, Frau Temple.“

Sie sagte: „Du kommst dann besser hier hinüber und setzt dich näher ans Feuer.“ Billy hatte den ganzen Winter über sein Geheimnis bewahrt, und er wollte es auch jetzt nicht preisgeben. Widerstrebend rückte er näher an den Ofen, während Frau Temple eine weitere Schaufel Kohlen hineingab. Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn und liefen dann langsam sein Gesicht herunter.

Frau Temple fragte: „Billy, ist dir immer noch kalt?“

„Ja, Frau Temple.“

Sie schüttelte den Kopf: „Du musst krank sein. Vielleicht gehst du besser nach Hause.“

Billy blieb mehrere Tage lang zu Hause und fragte sich, wie er an ein Hemd kommen und somit in die Schule zurück könne. Seine Tante, die Schwester seines Vaters, lebte auf der anderen Seite des Berges. Sie hatte eine Tochter, die ungefähr genau so alt war wie Billy. Erst vor kurzem waren sie zu Besuch gekommen, und seine junge Cousine hatte ein Kleid vergessen. Das Kleid war vorn und hinten verziert, doch beschloss Billy trotzdem, dass er das Kleid in ein Hemd verwandeln könne. Er schnitt den größten Teil des Rockes ab und steckte den Rest in seine Hose. Dann warf er einen prüfenden Blick in den zerbrochenen Spiegel, der draußen am Apfelbaum hing. Er schüttelte den Kopf und drückte die Daumen.

Als die Schulkinder die Verzierungen auf seiner Brust sahen, zogen sie ihn auf: „Das ist ein Mädchenkleid.“

„Nein, ist es nicht“, insistierte Billy, „das ist mein Indianeranzug!“

Sie lachten nur noch mehr über diese Bemerkung und zogen ihn gnadenlos auf. „Billy Branham trägt ein Mädchenkleid. Was für ein Weichling!“

Doch trotz des Gespöts trug Billy das Hemd jeden Tag bis die Sommerferien begannen. Er hatte keine andere Wahl. Ein anderes Hemd besaß er nicht.

Kapitel 4

Gnadenlos zusammenschlagen

1922–1923

AM 5. MAI 1923 wurde Ella Branham von ihrem achten Sohn entbunden, den sie Howard Duffy nannte. Er folgte Charles jr. 4 Jahre, Jesse 7, Edgar 9, Melvin 11, Henry 12, Edward 13, und William, der jetzt gerade 14 Jahre alt war. Für Charles Branham wurde es immer schwieriger, seine acht Kinder zu ernähren, besonders in den kalten Monaten. Im Winter 1922/23 begann Billy, Fallen aufzustellen, um einen Beitrag zur Versorgung der Familie zu leisten. Der bewaldete Landbesitz von Herrn Wathen wimmelte nur so von Bismarratten, Opossums, Kaninchen, Bibern und Stinktieren. Um zwei Uhr morgens verließ Billy das Haus mit seiner Laterne, um die Fallen zu überprüfen, und häufig kam er gerade erst rechtzeitig nach Hause, um zur Schule zu gehen. Da er keine Kleidung zum Wechseln besaß, saß er häufig in der Klasse und verbreitete den Geruch des Stinktiers, das er am Morgen des gleichen Tages enthäutet hatte – sehr zum Ekel der anderen Schüler. Aber diese zusätzliche Mühe zahlte sich für die Familie aus. Wenn Billy ein Kaninchen fing, konnte er es für 15 Cent verkaufen; mit dem Geld konnte er sich dann eine Schachtel 22er Patronen leisten und drei oder vier weitere Kaninchen erlegen. Seine Mutter servierte dann stets eines der Kaninchen mit Maisbrötchen und Soße zum Abendessen. Die anderen Kaninchen würde Billy in der Stadt verkaufen und mit dem verdienten Geld Maismehl oder Weizenmehl kaufen.

Die Fahrt in die Stadt war für Billy häufig recht deprimierend. Die Branhams hatten einen schlechten Ruf in der Gegend um Jeffersonville, und es kam oft vor, dass jemand die Straßenseite wechselte, um Billy aus dem Weg zu gehen. Manche Leute redeten mit ihm, solange sie keiner dabei beobachtete; sobald sich jedoch jemand näherte, brachen sie das

Gespräch mit Billy ab und gingen davon. Das tat weh. Billy wusste, dass sein Vater und seine Onkel raue Kerle waren – sie rauchten, kauten Tabak, spielten, tranken und schmuggelten Alkohol – aber Billy dachte verbittert: „Was habe ich denn damit zu tun? Daran trage ich doch keine Schuld. Ich habe in meinem Leben niemals einen Tropfen Alkohol angerührt. Warum muss ich mit ihnen in einen Topf geworfen werden?“ Nicht, dass Billy niemals versucht hatte, Alkohol zu trinken. Eines Sonntagmorgens im Frühling gingen er und Edward mit ihrem Vater und Herrn Dornbush, dem Nachbarn, der die Schweißarbeiten an Charles' Destillen vorgenommen hatte, zum Fluss hinunter. Die beiden Jungen wollten mit ihrem alten undichten Ruderboot den Fluss auf- und abfahren, um weggeworfene Glasflaschen zu suchen. Charles brauchte immer Flaschen für seinen Selbstgebrannten, und zahlte gut für sie: Einen Nickel für ein Dutzend Flaschen. Herr Dornbush hatte eine gewisse Sympathie für Billy erkennen lassen, und so versuchte Billy, den Mann zu beeindrucken, in der Hoffnung, dass Herr Dornbush ihm für den Vormittag sein wasserdichtes Ruderboot leihen würde. Billys Boot hatte kein Steuerruder, sodass es schwierig war, es bei starker Strömung unter Kontrolle zu halten. Als Ruder musste Billy zwei alte Planken benutzen. Er paddelte gewöhnlich unbeholfen auf der einen Seite des Bootes, Edward auf der anderen.

In der Nähe des Flusses war ein Baum auf den Weg gekippt. Charles warf sein Bein über den Baum, doch anstatt darüber zu klettern, lehnte er sich auf einen Ast und sagte: „Lasst uns hier eine Pause für eine kleine Erfrischung einlegen!“ Er zog eine kleine, flache Whiskeyflasche aus seiner Tasche, trank daraus und gab sie an seinen Freund weiter. Herr Dornbush nahm einen Zug und gab die Flasche an Charles zurück, der sie in die Zweige eines Schösslings nahe der ausgerissenen Wurzeln platzierte.

Billy schien dies der geeignete Augenblick, um sein Anliegen vorzubringen. „Herr Dornbush, könnten mein Bruder und ich heute Morgen Ihr Boot ausleihen?“

„Klar, Billy. Das könnt ihr.“

Vor Aufregung zitternd dachte Billy: „Hier ist mal jemand, der mich mag!“ Charles nahm einen weiteren Schluck von dem Whiskey und reichte die Flasche wiederum seinem Freund. Als Herr Dornbush seinen Durst

gestillt hatte, reichte er die Flasche an Billy weiter und sagte: „Hier, Billy. Trink!“

Billy antwortete: „Nein, danke, ich trinke nicht.“

Herr Dornbush war äußerst überrascht. „Willst du mir weismachen, dass du als ein Ire und Branham nicht trinkst?“

Charles nickte angewidert und sagte „Ich ziehe eine Horde Jungen groß und nur einer davon ist ein Weichling, und das ist Billy.“ Billy fuhr auf. „Ich ein Weichling?“ Er wand sich bei dem bloßen Gedanken. „Ich bin es leid, ein Weichling genannt zu werden. Gib mir die Flasche!“ Herr Dornbush reichte ihm die Flasche. Billy riss sie dem Mann aus der Hand, entkorkte sie und presste sie mit wütender Entschlossenheit an die Lippen. Langsam hob er die Flasche an, aber noch bevor ein einziger Tropfen Whiskey seine Lippen benetzen konnte, hörte er ein Geräusch wie von Blättern, die im Wind aufwirbelten – *whoosssh*. Seine Hand erstarrte in der Bewegung, die Flasche noch an den Lippen. *Whoosssh*. Es war keine Einbildung; er hörte das Geräusch so klar und deutlich wie er die Unterhaltung um sich herum vernahm. *Whoosssh*. In Billy blitzte die Erinnerung an die Stimme in der Pappel auf, die ihm befahl: „*Trinke oder rauche niemals, und beflecke deinen Leib in keiner Weise! Denn es wird ein Werk für dich zu tun sein, wenn du älter wirst.*“ Vor Schreck ließ Billy die Flasche fallen und rannte unter Tränen des Frustes und der Scham so schnell er konnte durch die Felder davon. Charles spöttelte: „Siehst du, wie ich dir’s sagte. Dieser ist ein Weichling.“

Welcher Richtung sich Billy auch immer zuwandte, überall zeigte ihm das Leben die Zähne. Er blieb das gesamte siebte Schuljahr hindurch auf der Schule. Es war für ihn wie „Bergsteigen auf Krücken“. Das Schulsystem in den ländlichen Gebieten verlangte von den Schülern, sich ihre eigenen Bücher und Materialien zu kaufen. Billys Eltern hatten nicht genug Geld für Bleistifte und Papier, ganz zu schweigen von den Lehrbüchern; so musste Billy sich immer ein Buch von einem anderen Schüler ausleihen, wenn er etwas lernen wollte.

Der Lehrplan jener Zeit war darauf ausgerichtet, nicht nur den Intellekt der Kinder zu fördern, sondern auch ihren moralischen Charakter zu formen. Eine Lektion, die Billy tief berührte, war das Durchnehmen von Longfellows Gedicht: „Psalm of Life“. (Psalm des Lebens.)

Psalm des Lebens¹

Sagt mir nicht, ihr traurig Vielen,
Das Leben sei ein leerer Traum!
Denn wer schlummert, gleicht den Toten,
Und dem Äußren traue kaum.

Leben ist echt! Leben ist kostbar!
Und das Grab niemals sein Ziel;
Staub du bist, zu Staub du wirst,
Ward nicht gesagt von unsrer Seel'!

Nicht Vergnügen, nicht das Leid,
Ist uns bestimmt als Weg und End,
Doch zu handeln, dass das Morgen
Uns des Weges weiter fänd!

Zeit verrinnt bei Müh und Plage,
Und das Herz, trotz Mut und Kraft,
schlägt, gleich dumpfem Trommelklange,
Trauermärsche hin zum Grab.

Auf dem Schlachtfeld dieser Erde,
In den Stürmen jeder Zeit
Gleiche nicht gescheuchten Rindern,
Sei ein Held in jedem Streit.

Schönster Zukunft trau mitnichten!
Und Vergangenes lasse ruh'n!
Handle! Handle, hier und heute!
Unverzagt, mit Gottvertrau'n.

¹ Originaltext im Anhang

Großer Männer Leben zeugen
Von der Macht der Lauterkeit,
Dass man, scheidend, hinterlasse
Spuren in dem Sand der Zeit.

Spuren, die vielleicht ein anderer,
Der auf dem Lebensmeer treibt,
Ein einsamer, schiffsbrüch'ger Bruder
Sieht, und aufs Neu Mut gewinnt.

Lasst uns denn mit Fleiß am Werk sein,
Was uns auch das Schicksal bringt,
Ziele haben und verfolgen,
Tatenvoll, doch mit Geduld.

Dieses Gedicht inspirierte Billy. Doch nicht einmal in seinen kühnsten Träumen hätte er sich die tiefen Spuren vorstellen können, die sein eigenes Leben im Sand der Zeit hinterlassen würde. Jetzt, zu diesem Zeitpunkt, klang Longfellows Gedicht wie ein Lied der Hoffnung in einem trostlosen Land. Die erhabenen Worte sprachen direkt zu Billys Herzen und ermutigten den orientierungslosen 14-Jährigen, der verzweifelt versuchte, die Ungerechtigkeiten zu begreifen, die er in seinem eigenen Leben erfuhr. Die älteren Jungen verspotteten ihn bei jeder Gelegenheit und ließen ihm keine Ruhe. Sie verhöhnten ihn, weil er in Kentucky geboren war, weil er arm war und für sein Alter klein, weil er anders war.

Inzwischen hatte Billy verstanden, warum seine Familie arm war – es lag an dem Alkoholproblem seines Vaters. Eines Tages, nachdem die Kinder in der Schule sich wieder einmal über ihn lustig gemacht hatten, weil er in Lumpen gekleidet war, las Billy eine Episode über Abraham Lincoln in einem Geschichtsbuch. Abraham Lincoln landete mit einem Schiff in New Orleans und kam an einer Sklavenauktion vorbei. Es wird berichtet, dass Abraham Lincoln sah, wie weiße Männer einen großen, starken Farbigen ersteigern wollten, während die Frau und die Kinder

des Sklaven weinend an der Seite standen. Lincoln schlug die Hände zusammen und sagte: „Das ist verkehrt! Und eines Tages werde ich es zerschlagen, selbst, wenn es mich mein eigenes Leben kosten sollte!“ Billy schob das Geschichtsbuch zurück und dachte: „Trinken ist auch verkehrt! Und eines Tages werde ich es bekämpfen, selbst, wenn es mich mein Leben kosten sollte!“

Nichts regte jedoch seine Fantasie mehr an als das, was er in seinem Geografiebuch über die Wüste Arizonas las. Er sehnte sich danach, dorthin zu fahren, sehnte sich danach, über die weite mit Kakteen übersäte Ebene zu reiten. Es hörte sich so romantisch, so friedlich, so idyllisch an. Der Dichter in ihm regte sich, aber er hatte nichts, worauf er seine Gedanken niederschreiben konnte; also lieh er sich ein Stück Papier von dem Schüler, der neben ihm saß und schrieb:

Der weit entfernte Südwesten²

Mich verlangt's, oh mich verlangt's
Nach des Südwests fernen Weiten,
Wo die Schatten fallen lang
Über mächt'ger Berge Seiten.

Ich kann seh'n den lauernden Kojoten
In dem roten Abendsonnenschein,
Ich kann hör'n den Lobo brüllen,
Wo die Longhorns grasen fein.

Und irgendwo in einem Canyon
Höre ich den Puma schrein,
In den fernen Catalina Bergen,
An der Arizona-Line.

² Originaltext im Anhang

Leider ging die Quälerei durch die älteren Jungen über das bloße Gespött und die Verhöhnung hinaus. Nach der Schule umzingelten und schlugen sie ihn immer wieder. Auch wenn Billy für sein Alter klein war, hatte er genügend Mumm und Temperament, um bis aufs Blut zu kämpfen. Wenn die Jungen ihn niederschlugen, stand er immer wieder auf. Sie schlugen ihn dann immer und immer wieder, bis er nicht mehr die Kraft hatte, aufzustehen. Oft musste er sein Abendessen durch einen Strohalm trinken, da sein Mund von den Schlägen so wund war, dass er keine feste Nahrung zu sich nehmen konnte.

Eines Tages im Frühjahr 1923 begleitete Billy ein Mädchen nach Hause und trug ihr die Bücher. Auf dem Rückweg zu seiner Hütte wurde er plötzlich von fünf Raufbolden umringt. Sie stießen ihn in den Dreck. Einer grinste höhnisch: „Warum begleitest du das Mädchen?“ Ein weiterer stimmte ein: „Genau, wir wollen nicht, dass du sie begleitest, du dreckiger Kentucky-Squab.“ Sie wussten, dass Billy in Kentucky geboren war und dass seine Mutter Halbindianerin – also eine Squaw – war, deshalb nannten sie ihn mit Verachtung Squab.

Bei dieser Beleidigung sprang Billy auf die Beine und griff an, wild mit den Fäusten um sich schlagend. Aber fünf waren zu viele. Die Raufbolde rangen mit ihm, bis sie seine Arme festhalten konnten. Dann hielten vier der Typen ihn in diesem wehrlosen Zustand fest, während einer der Jungen einen Stein in die Faust nahm und Billy ins Gesicht schlug, bis er fast besinnungslos zusammenbrach.

Billy flehte sie an: „Wenn ihr mich nur gehen ließt, werde ich direkt nach Hause gehen. Versprochen.“

Da er sowieso beinahe bewusstlos war, ließen die Jungen von ihm ab. Doch vorher stießen sie ihn um, schleiften ihn mit dem Gesicht über den harten Boden und traten ihn noch ein paar mal zum Abschluss. Dann verschwanden sie.

Billy ging auf direktem Weg nach Hause – aber nicht, um zu bleiben. Er nahm die 22er Winchester-Büchse, die über der Tür der Hütte hing, füllte sie mit 16 Kugeln und nahm eine Abkürzung durch ein Robinien-Dickicht zu einer Stelle der Straße, von der er wusste, dass die Jungen dort vorbeikommen würden. Er versteckte sich am Rande der Straße und wartete. Bald hörte er Stimmen.

„Das wird dem „Corncracker“ (Schimpfwort für einen Einwohner von

Kentucky) eine Lehre sein, ein Mädchen nach Hause zu begleiten“, sagte einer der Jungen. Ein anderer fiel ein: „Habt ihr gesehen, wie ängstlich er aussah?“ Ein weiterer fügte hinzu: „Ja, dieser Squab aus Kentucky wird von nun an wissen, wo er steht.“

Da trat Billy hinter den Büschen hervor, das Gewehr im Anschlag und den Hahn gespannt und versperrte ihnen den Weg. Ruhig sagte er: „Wer von euch möchte zuerst sterben, damit er nicht sehen muss, wie die anderen sterben?“ Die fünf Jungen erbleichten und schrien in panischer Angst und Fassungslosigkeit. Billy sagte: „Jammert nicht, denn ihr werdet alle sterben, einer nach dem anderen“ – er richtete den Gewehrlauf auf den Jungen, der mehrmals mit dem Stein auf ihn eingeschlagen hatte – „und du machst den Anfang.“

Er drückte ab. *Klick*. Die Waffe versagte. Schnell riss Billy den Bolzen zurück und ließ eine neue Kugel in die Kammer. *Klick*. Wieder kein Schuss. Zu dieser Zeit rannten die fünf Jungen bereits laut schreiend davon, sprangen über Gräben und rannten um Bäume herum, um so schnell wie möglich zu entkommen. Billy, in der festen Absicht, sie zu töten, legte eine Patrone nach der anderen ein und drückte ab, so schnell er konnte – *klick, klick, klick, klick ...* aber keine der Kugeln ging los.

Die fünf Jungen waren längst verschwunden. Neben Billy lagen 16 Kugeln auf dem Boden. Er hob sie auf, blies den Staub ab und legte sie wieder in die Waffe ein. Dann zielte er mit dem Gewehr auf einen Baum und drückte ab – *peng, peng, peng, peng ...*

Dieses Mal ging jede Patrone los, grub sich tief in den Stamm ein und ließ die Rinde in alle Richtungen abspringen. Billy stand vor Wut kochend in der Mitte des Weges. Dann begann er plötzlich zu lachen – ein hartes, irres Lachen, das aus der Tiefe seiner Frustration herauskam. Er lachte so sehr, dass ihm die Tränen über seine geschwollenen Wangen liefen.

Mit Beginn der Sommerferien in jenem Jahr verließ Billy die Schule und kehrte niemals wieder dahin zurück.

Kapitel 5

Versehentlich angeschossen

1923–1924

WILLIAM BRANHAM verbrachte seinen vierzehnten Sommer – im Jahr 1923 – damit, seinem Vater bei der Garten- und Feldarbeit zu helfen. Charles hatte zwei Pferde. Ein altes Ackerpferd, das ihm selbst gehörte, und ein jüngeres Pferd, das er von Herrn Wathen geliehen hatte. Da er zwei einseitig ausgerichtete Streichbrettpflüge besaß, setzte Charles die beiden Pflüge immer gleichzeitig ein. Im Juni pflügten Billy und sein Vater zwischen den Maisreihen, als die Pferde plötzlich schnaubten und nervös mit den Hufen stampften. Billy hatte Mühe, sein Pferd zwischen den Reihen zu halten und zu verhindern, dass der Streichbrettpflug zwischen die Maisstengel geriet. Er rief: „Papa, was ist mit dem Pferd los?“

Charles' Pferd tänzelte ebenfalls unruhig hin und her. Charles hielt an, wischte sich mit seinem rot-weiß-karierten Taschentuch den Schweiß von der Stirn und betrachtete den Horizont. „Mein Sohn, es kommt ein Sturm auf.“

Billy blickte in den klaren, blauen Himmel. „Sturm? Ich sehe nicht einmal ein Anzeichen eines Sturms, Papa.“

„Davon verstehst du nichts. Gott hat den Pferden einen Instinkt gegeben. Sie können den Sturm schon aus großer Entfernung riechen.“

Sie fingen wieder an zu pflügen, waren aber nur zwei Reihen weiter gekommen, als dunkle Wolken am Horizont aufzogen. Sie hatten gerade noch Zeit die Pferde in die Scheune zurückzubringen, bevor das Gewitter losbrach. Billy dachte selten an Gott, denn das war ein Thema, das nur wenig Raum in den Gesprächen des Hauses einnahm; aber an diesem Tag dachte er an Ihn und er fragte sich, welche weitere kluge Instinkte Gott den Tieren verliehen haben mochte. Und während Billy über all

die wunderbaren Dinge nachdachte, die er unter den Tieren des Waldes gesehen hatte, stellte er fest, dass Gott doch ein recht schlauer Kerl sein müsse.

An einem Samstagmorgen bat Billy darum, den Tag über in der Stadt verbringen zu dürfen. Charles zahlte ihm einen Dime (10 Cent-Stück) als Wochenlohn für seine Hilfe und sagte: „Aber gib nicht alles an einem Ort aus, mein Sohn.“

Billy fuhr per Anhalter nach Jeffersonville und ging zum Haus seines Cousins Jimmy Poole. Dann schlenderten er, Jimmy und Earnest Fisher in die Stadt, um dort ihr Geld unter die Leute zu bringen. Billy spielte auf dem Weg mit dem Dime in seiner Tasche. Er kam sich so reich vor. Zuerst kaufte er sich ein Hörnchen Eiscreme für einen Penny. Nachdem er das Eis aufgegessen hatte, kaufte er sich noch zwei weitere. Dann ging er in Schimpffs Süßwarenladen und beäugte die zahlreichen Reihen von Bonbongläsern. Billy war nicht zum ersten Mal hier und wusste darum schon, was er am liebsten mochte. Er zahlte zwei Cent für ein halbes Pfund rote, scharfe Bonbons. Dann hatte er noch einen Nickel übrig – gerade genug für den Langzeit-Spielfilm im Kino „Leo’s Theater“.

Nachdem er stundenlang Western angeschaut hatte, stellte sich Billy in seiner Fantasie vor, wie es wäre, im Westen zu leben und der Hauptdarsteller auf einer Freizeit-Ranch zu sein. Der Höhepunkt seines jugendlichen Ehrgeizes bestand darin, ein richtiger Cowboy zu sein, mit allem, was dazugehört: Lederbesetzten Reithosen, Stiefeln, einem Cowboyhut und einem störrischen Pferd, das keiner außer ihm zu reiten vermochte. Er hatte seinen Vater häufig darüber reden hören, wie er in jungen Jahren wilde Mustangs zugeritten und an Rodeos von Kentucky bis Texas teilgenommen hatte. Billy dachte: „Oh, wenn ich doch nur ein wenig älter wäre, dann würde ich in den Westen ziehen und ein richtiger Reiter werden.“

Billy „übte“ auf dem alten Ackerpferd. Wenn er mit seinem Vater einen Tag auf dem Feld verbracht hatte, kam Billy immer ein wenig früher nach Hause, um seinen lästigen häuslichen Pflichten nachzukommen. Er führte den alten Gaul hinter die Scheune an die Tränke, die aus einem ausgehöhlten Baumstamm geschnitzt war. Das Pferd tauchte seine Schnauze durstig ins trübe Wasser, während Billy das Zaumzeug

abnahm und in die Scheune trug. Bienen summten über der Tränke. Billys jüngere Brüder versammelten sich um die Tränke herum. Sie hatten aus dem Haar, das man aus der Mähne und dem Schweif des Pferdes herausgekämmt hatte, eine „Schlange“ geflochten, die sie nun auf dem Wasser schwimmen ließen. Während das Pferd trank, schlug das Wasser Wellen, sodass sich die „Schlange“ darin wie eine sich windende Mokassin-Schlange bewegte.

Billy schleppte einen Sattel aus der Scheune herbei und warf ihn dem Pferd auf den Rücken. Um die Tränke herum wuchsen dicke Spitzkletten. Billy sammelte eine Handvoll der stechenden Köpfe, stopfte sie unter den Sattel und zog dann den Satteltgurt fest. Seine Brüder reihten sich am Zaun für die Show auf. Billy sprang auf den Rücken des Pferdes, rammte ihm seine Fersen in die Seite und versuchte, es zum Bocken zu bewegen. Das arme alte Pferd, müde von der Arbeit des Tages, wieherte nur auf und drehte sich herum, hob aber kaum die Hufe. Billy wiegte sich auf dem Sattel nach vorn und nach hinten und tat so, als ob das Pferd ein wilder, bockiger Mustang sei. Er rief: „Seht mich an, ich bin ein Cowboy“, und schlug dem Pferd dabei mit dem Strohhut auf das Hinterteil. Seine Brüder lachten und klatschten Beifall.

IN DIESEM HERBST verbrachte Billy nach der Ernte immer mehr Zeit in den Wäldern, wo er fischte und mit Fritz, seinem Jagdhund, auf die Jagd ging. Billy liebte seinen Hund und prahlte, dass Fritz in der Lage sei, jedes Tier einen Baum hochzujagen, das in der Lage war, zu klettern. Nicht einmal ein Stinktiefel konnte den Hund in seiner Treue entmutigen. Fritz jagte ein Stinktiefel in das Unterholz, umkreiste das Dickicht dann bellend, um das Stinktiefel daran zu hindern, zu entkommen. Wenn Billy schließlich ankam, musste er einfach nur das Dickicht anheben und sagen: „Such ihn, Junge.“ Ohne zu zögern stürzte sich Fritz dann in das Gehölz und schnappte das Stinktiefel, wobei er den schrecklichen Gestank, den das Stinktiefel auf ihn spritzte, völlig ignorierte. Billys Mutter war von dieser Praxis natürlich weniger begeistert.

Jagen und Fischen wurde immer mehr zum Zeitvertreib für Billy. Seine Stunden in den Wäldern wurden für ihn zur Zuflucht vor der Außenwelt, eine friedliche Unterbrechung in einem Leben, das ihn sonst viel zu sehr durch unerträgliche Umstände einengte. In den Wäldern fühlte sich Billy

nicht wie ein Ausgestoßener. Er hatte das Gefühl, ein Teil der Natur zu sein, ein Teil des Rhythmus der Jahreszeiten, ein Teil der natürlichen Ordnung des Universums. Er hatte das Gefühl: Hier gehöre ich hin.

Billy begann, sich immer weiter von zu Hause zu entfernen und entdeckte dabei Tunnel Mill, ein ländliches Gebiet etwa 25 Kilometer nordöstlich von Jeffersonville in der Nähe von Charlestown, Indiana. Das Gebiet hatte seinen Namen von einer bemerkenswerten Kornmühle, die direkt an den Bach Fourteen Mile Creek gebaut war. Anfang des 19. Jahrhunderts suchte ein Mann namens John Work nach einem geeigneten Ort für den Bau einer Mühle. Es war nicht einfach, den idealen Ort ausfindig zu machen. Das Wasser musste mit ausreichender Geschwindigkeit und in ausreichender Menge fließen, um das riesige Wasserrad der Mühle in möglichst vielen Monaten des Jahres anzutreiben. John Work bemerkte, dass an einer Stelle der Fourteen Mile Creek sich beinahe vollständig um einen großen Felshügel wand und dabei ungefähr acht Meter Gefälle hatte. Er berechnete scharfsinnig, dass wenn er die Mühle an der stromabwärts gelegenen Seite des Hügel baute und einen Tunnel direkt durch den Fels zur stromaufwärts gelegenen Seite freispengte, der steile Abfall des Tunnels die erforderliche Wasserkraft gewährleisten würde. Die Mühle und der Tunnel wurden im Jahre 1820 fertiggestellt und so erhielt die Gegend den Namen Tunnel Mill (Tunnelmühle). Dreißig Jahre später verkaufte John Works Sohn die Kornmühle an Wilford Green, dessen Familie sie seit dieser Zeit betrieb. Aus diesem Grund wurde die Gegend von den Einheimischen auch gelegentlich Green's Mill genannt.

Von der Zivilisation abgeschnitten, bot das Gebiet um Tunnel Mill überreichlich Fische, Wild, Opossums, Stinktiere, Waschbären, Bisamratten, Biber, Eichhörnchen, Bäume, Hügel, Felsen, Bäche, Stille und Behaglichkeit – kurz, alles, was Billy sich vom Leben wünschte. Er besuchte die Gegend häufig, indem er auf den Lieferwagen mitfuhr, die zwischen Charlestown und Jeffersonville hin- und herpendelten. Manchmal konnte er seine zwei Kameraden Jimmy Poole und Sam Adair überreden, ihn zu begleiten. Manchmal nahm er auch Edward oder Henry mit. In der Regel schlief er auf diesen Ausflügen in einer verlassenem Wildhüterhütte und fing sich sein Frühstück direkt aus dem

Bach. An einer Stelle war der Fourteen Mile Creek drei Meter tief und zwölf Meter breit – ein idealer Ort zum Schwimmen und Baden. Billy nannte diesen Ort das „Biberloch“. Er packte ein langes Seil ein und band dieses an einen Ast, der weit über das Wasser ragte. Vom Ufer aus konnten die Jungen in hohem Bogen über den Bach schaukeln und loslassen, wenn sie genug Schwung hatten. Das Seil brachte den Jungen unzählige Stunden voller Spaß.

Wenn Billy niemanden dazu überreden konnte, ihn zu begleiten, trampelte er allein nach Tunnel Mill. Er verbrachte Tage damit, zu jagen und zu fischen und die zerklüfteten Waldgebiete zu erkunden. Während einer seiner Erkundungstouren entdeckte er zufällig seinen späteren geheimen Rückzugsort. Er kam um einen Hügel herum und fand sich am Fuße einer Kalksteinklippe. Unter ihm fiel das Land steil in eine ungefähr 27 Meter tiefe Schlucht ab. Die ganze Gegend war stark bewaldet und mit großen Kalksteinbrocken übersät, die von den darüber aufragenden Klippen gefallen waren. Billy bewegte sich vorsichtig am Fuß der Klippen entlang, als er plötzlich ein ungefähr dreiviertel Meter breites, fast vollständig im dichten Unterholz verborgenes Loch zu seinen Füßen bemerkte. Zuerst nahm er an, dass es sich um einen Fuchsbau handelte – einen Riss im Felsen, der Tiere vor dem Wetter schützte. Eine genauere Untersuchung jedoch ergab, dass es der Eingang zu einer Höhle war. Billy ließ sich, mit den Füßen vortastend, in die Öffnung hineingleiten. Das Loch war ungefähr einen Meter tief. Von dort senkte sich der Boden nach hinten in den Hügel hinein, bis er in einen engen Gang mündete, der hoch genug war, um darin stehen zu können. Die Luft war kühl und feucht. Billy tastete sich ein kurzes Stück den Gang entlang, bis er Angst bekam. Was würde passieren, wenn er in ein Loch fiel? Er wagte es nicht, zu weit in die Dunkelheit vorzudringen. Aber er würde später besser vorbereitet zurückkehren.

Das nächste Mal, als Billy in der Gegend war, brachte er einige Kerzen mit, um auch den hinteren Teil der Höhle erforschen zu können. Er zwängte sich durch die Öffnung und rutschte die glitschige Schräge hinunter bis zu der Stelle, wo er aufrecht stehen konnte. Der Gang war ungefähr einen halben Meter breit. Obwohl die Wände fast rechtwinklig waren, betonte das Flackern des Kerzenlichts die vielen Winkel im

Kalkgestein. Der Gang führte leicht nach rechts und wurde ein wenig breiter. An dieser Stelle waren sowohl der Boden als auch die Decke recht eben, als ob dieser Teil der Höhle als menschliche Behausung geschaffen worden sei. Es gab sogar einen flachen Vorsprung an einer Wand, der genau die richtige Größe für ein Bett hatte. Nach weiteren vier Metern verengte sich der Gang wieder, und Boden und Decke wurden uneben. Die Decke war jetzt von eckigen und kantigen Kalksteinbrocken geprägt, die eng ineinander verkeilt waren, aber dennoch den Eindruck vermittelten, dass sie jeden Augenblick fallen könnten. Bisher hatte er vom Eingang aus etwa acht Meter zurückgelegt. Plötzlich hielt er an und pfiß vor Erstaunen. Vor ihm weitete sich die Höhle zu einem kleinen Raum aus. In der Mitte des Raumes befand sich ein Tisch aus einem einzigen massiven Kalksteinblock. Der Tisch war rechteckig, ungefähr ein Meter hoch, ein Meter breit und eineinviertel Meter lang. Die Tischplatte war bemerkenswert flach und eben, und die vier Kanten sahen vollkommen rechtwinklig aus. Der auffälligste Gegenstand in dem Raum war jedoch ein scharfkantiger, dreiseitiger Felsbrocken, der wie eine umgekehrte Pyramide aus der Decke herunterragte. Dieser Stein hing direkt über dem Tisch; die Spitze der Pyramide befand sich nur wenige Zentimeter über der Tischfläche.

Billy war sehr zufrieden mit seinem Fund. Es schien ein perfektes Versteck zu sein. Er beschloss, weder seinen Brüdern noch seinen Kameraden etwas davon zu erzählen. Es sollte sein besonderes Geheimnis bleiben. Als er die Höhle verließ, tarnte er den Eingang, sodass kein anderer Jäger oder Wanderer ihn zufällig entdecken konnte.

DIES WAREN die besseren Zeiten seiner Jugend, die später zu den guten Erinnerungen zählen würden – das Wandern durch die Wälder, das Schlafen unter freiem Himmel, das Angeln für das Frühstück, das Jagen mit der 22er Büchse für das Abendessen. Billys Schießkünste verbesserten sich, bis er Eichhörnchen auf eine Entfernung von knapp 50 Metern erlegen konnte und sie jedesmal direkt zwischen die Augen traf. Es wurde für ihn zu einem richtigen Sport, und er drückte nicht eher ab, bis dass das Eichhörnchen in seine Richtung sah. Genauso gut konnte er mit der Schrotflinte umgehen, mit der er jeden Wildvogel spielend mitten im Flug herunterholte.

Eines Abends im Herbst des Jahres 1923 ging der 14-jährige Billy mit seinem Cousin Jimmy Poole nach Hause. Die zwei hatten während des Nachmittags auf Vögel geschossen, waren aber jetzt mit ihren Gedanken schon ganz woanders; sie scherzten, lachten und ärgerten sich gegenseitig. Unglücklicherweise hatte Jimmy es versäumt, seine Schrotflinte zu entladen. Plötzlich ging die Flinte los und traf Billys Beine aus nächster Nähe. Billy brach vor Schmerzen schreiend zusammen.

Jimmy fiel auf die Knie und stammelte: „Es tut mir leid, Billy, es tut mir so leid. Es war ein Unfall. Ich wollte nicht ...“ Dann sah er sich die Beine seines Freundes genau an. Jimmy wurde leichenblass. „Billy, bewege dich nicht. Ich hole Hilfe.“

„Nein, lass mich nicht allein“, schrie Billy. Aber Jimmy rannte schon flink wie ein Hase davon. Als Billy auf seine Beine herunterblickte, sah er mit Schrecken, dass sie beinahe entzwei geschossen waren. Er ließ seinen Kopf wieder auf den Boden sinken und zitterte vor Angst.

„Oh Gott, sei mir gnädig“, stöhnte er. „Du weißt, dass ich niemals –“ und dann hielt er inne und versuchte, etwas Gutes in seinem Leben zu finden, etwas, das Gott dazu bewegen könnte, ihm gnädig zu sein. Das Einzige, was ihm einfiel war: „Oh Gott, sei mir gnädig. Du weißt, dass ich niemals die Ehe gebrochen habe.“

Bald kam Jimmy mit einem Nachbarn namens Frankie Eich zurück, der Billy in das Clark County Memorial Krankenhaus brachte. Billy schrie vor Schmerzen, während die Schwestern mit Scheren große Stücke Fleisch aus der Wunde herausschnitten und die klaffenden Wunden bestmöglich säuberten. Herr Eich hielt Billys Hand. Als die Schwestern ihre Arbeit beendet hatten, mussten sie Billys Finger gewaltsam von Herrn Eichs Handgelenk lösen. Eine Röntgenaufnahme zeigte, dass Schrotkugeln so dicht an beiden Seiten der Arterien lagen, dass schon ein kleiner Kratzer die Venen öffnen und eine Blutung verursachen könnte. Zu dieser Zeit gab es noch keine Bluttransfusionen. Wenn Billy zu viel Blut verlor, würde es tödlich enden.

In dieser Nacht schlief Billy schlecht. Manchmal wimmerte er nur leise, manchmal stöhnte er vor Schmerzen. Irgendwann nach Mitternacht wachte er durch ein plätscherndes Geräusch auf. Er fühlte an seinen zerschossenen Beinen herunter und seine Hände tauchten in eine Blutlache. Er läutete nach der Schwester, aber alles, was sie tun

konnte, war, das Blut mit Handtüchern aufzuwischen und die Verbände fester zu wickeln.

Am nächsten Morgen rollten die Schwestern Billy in den Operationssaal und verabreichten ihm Äther als Narkosemittel. Dr. Reeder tat, was in seiner Macht stand, um die verletzten Beine zusammenzuflicken, aber da Billy so schwach war, glaubte der Arzt nicht, dass Billy überleben würde. Außer Billys Mutter und Vater standen Billy noch zwei weitere Frauen in seiner Qual bei: Frau Stewart, eine Freundin der Familie, und Frau Roeder, deren Mann der Werksleiter der ortsansässigen Autofirma war.

Billy schlief nach der Narkose acht Stunden lang. Als er schließlich seine Augen öffnete, sah er Frau Roeder neben seinem Bett sitzen und weinen, weil er dem Tod so nahe war. Er sank in den Schlaf zurück und in der nächsten Stunde schwankte er zwischen Bewusstsein und Bewusstlosigkeit hin und her. Dann geschah etwas – einem Traume gleich und doch weit realer; glasklar, als sei er tatsächlich dort ... und in diesem Bewusstsein fühlte er, dass er fiel – durch lose Wolkendecken in eine dunkle Ewigkeit; sinkend tiefer, tiefer, tiefer ... Es schien, als hätte jene Welt kein Fundament, nichts, was sein Fallen stoppen könnte. Er schrie: „Papa!“ Das Wort schien flach und leblos. „Mama!“, schrie er, „Mama!“ Seine Mutter war nicht da. „Gott!“, schrie er, „fang mich auf!“ Seine mitleiderregenden Schreie verhallten in der endlosen Leere. War denn die Finsternis unendlich? War er bereits jenseits der Welt, außerhalb der Reichweite Gottes? Vielleicht würde er auf ewig so weiter fallen. Entsetzen ergriff ihn.

Dann hörte er schwach, ganz schwach Geräusche, spukhafte, stöhnende Geräusche. Während er fiel, wurden die Geräusche immer lauter, bis sie ihn ganz und gar umgaben – ein Stöhnen und Ächzen. Jetzt erschienen Gesichter in der Dunkelheit, Frauengesichter, abscheuliche Fratzen mit grünen böartigen Wundmalen um die Augen und verzerrten Mündern, die stöhnten: „Uh ... uh ... uh ... uh ...“

Billy schrie auf: „Oh Gott, sei mir gnädig! Erbarme Dich meiner! Wenn Du mich nur zurückkehren und leben liebst, verspreche ich Dir, ein braver Junge zu sein!“

Augenblicklich befand er sich wieder im Krankenzimmer. Sein verschwommener Blick nahm langsam die dunklen, tiefliegenden

Augen seiner Mutter wahr. Ihr Gesicht hellte sich auf und sie nahm ihren Sohn weinend in den Arm, „Oh, Billy, Billy, wir dachten, du seist tot. Gott sei Dank, du lebst.“

Er lebte, ja, aber nur so eben. Zu jener Zeit gab es kein Penicillin und die schweren Wunden waren glühend rot infiziert. Sein Aufenthalt im Krankenhaus erstreckte sich über mehrere Wochen. Die Branhams hatten kein Geld für die Krankenhausrechnungen, und so rief Frau Roeder zu einer Spendensammlung für Billy auf. Alle Arzt- und Behandlungskosten wurden schließlich von ihrer Kirchengemeinde, den Freimaurern, dem Ku Klux Klan und Privat Spendern beglichen.

Schließlich sagten die Ärzte, Billy sei wieder so weit hergestellt, um nach Hause entlassen werden zu können. Doch seine Leidenszeit war noch lange nicht vorüber. Auch zu Hause musste er noch ständig das Bett hüten. Monate vergingen, und es wurde nicht besser mit seinen Beinen. Billy warf sich zahllose dunkle und schmerzhaftige Stunden auf seiner Strohmattatze hin und her und dachte über das seltsame Erlebnis nach, wo er in eine solch schreckliche Finsternis versunken war. Alles hatte so real, so lebendig gewirkt. Wo war er gewesen? Die Ärzte hatten ihm später seinen physischen Zustand zu diesem Zeitpunkt beschrieben: Sein Puls war kontinuierlich abgefallen, sodass sie sich sicher waren, dass er stürbe. Billy fragte sich, ob er vielleicht in die Hölle gefallen war. Es beschäftigte ihn. Er dachte: „Oh, lass mich niemals an diesen Ort gehen, lass niemals irgendein menschliches Wesen an einen solchen Ort gehen müssen.“ Dann dachte er daran, was er Gott versprochen hatte: „Wenn Du mich nur leben ließest, verspreche ich Dir, ein braver Junge zu sein.“ Was bedeutete das „ein braver Junge zu sein“ und wer war Gott überhaupt? Das ganze Erlebnis beunruhigte ihn.

Als der kalte Winter schließlich in das Frühjahr des Jahres 1924 übergang, wurde es offensichtlich, dass Billys Wunden nicht abheilten, sondern immer schlimmer wurden. Seine Waden waren derart angeschwollen, dass sie doppelt so dick waren wie normal, sodass er seine Beine nicht mehr ausstrecken konnte. Dr. Reeder diagnostizierte Blutvergiftung, verursacht durch die Rückstände in seinen Wunden. Billys Leben war wiederum in Gefahr. Der Arzt empfahl, beide Beine an den Hüften zu amputieren. Billy konnte den Gedanken nicht ertragen, seine Beine zu verlieren. Wie sollte er jemals wieder jagen und durch

die Wälder wandern? Da konnte er lieber gleich sterben. Mit absoluter Entschlossenheit weigerte er sich, seine Beine amputieren zu lassen und sagte unter Tränen: „Nein, Herr Doktor, dann sollten sie noch etwas höher ansetzen und die Beine hier abschneiden“ – und fuhr sich mit der flachen Hand über den Hals.

„Es gibt eine Chance, wie du es auch ohne Amputation schaffen könntest“, antwortete Dr. Reeder. „Wir könnten versuchen, die Fremdkörper aus den Wunden herauszuoperieren. Es ist eine kleine Chance, aber es könnte funktionieren.“

Das war eine kleine Chance, auf die sich Billy gern einließ. Also lag Billy sieben Monate nach dem Unfall mit der Schrotflinte wiederum auf dem OP-Tisch. Dr. Reeder und Dr. Pearl, ein Spezialist aus Louisville, öffneten seine Wunden und suchten sorgfältig in seinem Fleisch nach Rückständen und entfernten kleine Stückchen fettiger Jagdkleidung, Teile des Ladepropfens der Schrotflinte und so viel Bleischrot, wie sie finden konnten. Dann nähten sie die Wunden wieder zu und hofften das Beste.

Billy schlief viele Stunden unter der Narkose. Als er nach diesem Dämmerzustand in das helle Licht des Bewusstseins zurückkehrte, hatte er ein weiteres besonderes Erlebnis, das genauso lebendig und real wie das vorherige war, aber dennoch ganz anders. Dieses Mal wusste er, dass er hellwach war, da er im Krankenhausbett lag und seinen Vater direkt anschaute. Das Krankenzimmer verschwamm plötzlich, und er schien mit einem Mal in der Prärie im Westen zu stehen. Kakteen und Grasbüschel wuchsen in allen Richtungen so weit das Auge blickte. Ein riesiges goldenes Kreuz hing vor ihm im Himmel, das wie die Sonne glänzte und Strahlen von Licht aussandte. Als Billy seine Hände in Richtung dieses Kreuzes ausstreckte, schienen einige dieser Lichtstrahlen direkt in seine Brust zu fließen. Dann endete dieses Erlebnis und Billy fand sich im Krankenzimmer wieder, seinen Vater vor sich.

Die Operation war erfolgreich.

Kapitel 6

Der vernichtende Schlag

1925–1927

SEINE KINDHEIT direkt neben einer Schwarzbrennerei zu verbringen, vermittelte William Branham einen völlig verzerrten Eindruck vom anderen Geschlecht. Unzählige Male beobachtete er, wie verheiratete Frauen nach Einbruch der Dunkelheit in den Schuppen schlüpfen, um die ganze Nacht mit Männern zu zechen, die nicht ihre Ehemänner waren. Bis zum Morgen waren diese Frauen häufig so betrunken, dass die Männer ihnen Kaffee verabreichten und sie im Kreis herumführten, bis sie genügend ausgenüchert waren, um nach Hause wanken zu können, und dort das Frühstück für ihre Familien zu bereiten. Ein solches Verhalten ekelte Billy an. Er dachte: „Wenn alle Frauen so sind, will ich keines dieser Frauenzimmer, selbst wenn man mich kraft Gesetzes dazu zwingen würde.“

Aufgrund dieser negativen Erfahrungen hasste Billy jedes gesellschaftliche Ereignis, das ihn mit Mädchen in Kontakt bringen könnte. Gleichgültig, ob es sich um eine Geburtstagsfeier oder um einen Scheunentanz handelte, Billy gab sich äußerste Mühe, solchen Ereignissen aus dem Wege zu gehen. Bei der ersten Andeutung von Festvorbereitungen merkte er sich sofort den Ort und die Zeit und stellte sicher, dass er zu der angegebenen Zeit anderweitig beschäftigt war. Gelegentlich luden seine Mutter und sein Vater die Nachbarn zu einer wilden Tanzparty ein. In diesen Nächten nahm Billy seine Lampe und seinen Hund und stürmte hinaus in die Hinterwälder, wo er die halbe Nacht lang auf Waschbären- und Opossumjagd ging. Wenn er schließlich von der Jagd nach Hause kam, kletterte Billy, falls die Musikanten immer noch auf ihren Fiedeln kratzten, oben auf den Holzschuppen und schlief dort bis zum Tagesanbruch.

Die Tatsache, dass Billy die Schule verlassen hatte, löste keines seiner Probleme, sondern verlagerte sie nur. Er kämpfte immer noch gegen eine ständige Ablehnung an. Die meisten Jungen der Gegend wollten nichts mit ihm zu tun haben, da er grundsätzlich nicht rauchte und trank; und die Mädchen lehnten ihn ab, weil er niemals auf Parties oder zu Tanzveranstaltungen ging. Keiner verstand ihn. Und was noch schlimmer war: Billy verstand sich selbst nicht. Ungeachtet der Liebe, die er für Menschen empfand und seiner Sehnsucht, von ihnen akzeptiert zu werden, konnte er sich nicht dazu bringen, genauso zu handeln wie andere Jungen seines Alters.

Er dachte: „Nun, wenn ich schon ein Außenseiter sein muss, dann werde ich ein Pelztierjäger. Sobald ich volljährig bin und irgendwo genug Geld zusammenbekommen kann, um meine Mutter zu unterstützen, gehe ich als Pelztierjäger nach Colorado oder in den Bundesstaat Washington oder vielleicht auch nach British Columbia. Ich werde mein Gewehr und Fallen mitnehmen, eine Meute Jagdhunde zusammenstellen und dort bis an mein Lebensende als Pelztierjäger leben. Und ich werde niemals heiraten.“

Wenn Billy Zukunftspläne schmiedete, bezog er immer seine Mutter ein. Es tat ihm weh zu sehen, dass sie so viele Härten ertragen musste, weil sein Vater das Leben der niedrigen Stände führte. Im Alter von nur dreißig Jahren war sie bereits Mutter von acht Söhnen, von denen der älteste fünfzehn Jahre alt war. Niemals gab es genügend Geld im Haus, niemals genügend Kleidung, und oft gab es nicht einmal ausreichend Nahrung. Billy hatte gesehen, wie sie weinend mit einem Baby im Arm auf der Türschwelle saß, aus dem eigenen Haus ausgesperrt, während Charles betrunken und bewusstlos die ganze Nacht drinnen lag. Aber dennoch, trotz all der Schwierigkeiten war Ella Branham ihrem Mann immer treu und hatte ständig mit all ihrer Kraft dafür gearbeitet, die Familie zu kleiden, zu ernähren und sie so glücklich wie möglich zu machen. Billy liebte sie wegen ihrer Anständigkeit, vor allem aber, weil sie ihn so akzeptierte, wie er war – mitsamt seinen Eigenarten. Er war der Ansicht, dass sie mehr verdiente und fühlte sich für ihr Wohlergehen mitverantwortlich. Ihr Beispiel gab Billy die Hoffnung, dass es andere anständige Frauen in der Welt gab.

Um das Jahr 1926 zog ein neues Mädchen in die Stadt und freundete sich mit Jimmy Pooles Freundin an. Da Jimmy und Billy häufig zusammen-

steckten, traf Billy eines Tages in Jimmys Haus auf das neue Mädchen. Ihre Schönheit bezauberte ihn. Für ihn hatte sie Augen wie eine Taube, Zähne, so weiß wie Perlen und einen Hals, so grazil wie der eines Schwanes. Als Jimmy ihn dem Mädchen vorstellte, klimperte es mit den Augenlidern und sagte kokett: „Wie geht’s dir, Billy?“ Das genügte. Billy war gefangen.

Später übernahm Jimmy die Rolle des Kupplers. „Ich glaube, sie mag dich, Billy.“

Billy schmolz innerlich dahin. „Glaubst du wirklich?“

„Klar! Weißt du was, warum gehen wir nicht zu viert aus? Wir machen eine Spazierfahrt mit ihnen in dem alten Ford meines Vaters – das heißt, wenn ich das Ding zum Laufen bringe.“

„Ich weiß nicht so recht“, sagte Billy nervös.

„Aber sicher. Wir werden eine Menge Spaß haben. Aber wir brauchen etwas Geld. Wieviel Geld kannst du zusammenkratzen?“

Billy zögerte. Dann beschloss er, wenn dieses wunderbare Mädchen ihn wirklich mochte, tief in die Tasche zu greifen.

„Ich habe 30 Cent.“

Das gefiel Jimmy. „Gut, ich habe 35 Cent. Das sollte reichen. Abgesehen vom Benzin müssen wir noch Getränke oder Eis kaufen.“

Billy hatte eine Idee, wie er sich bei dem Mädchen in ein besseres Licht rücken könnte. „Jimmy, was hältst du davon: Du bist für das Fahren verantwortlich, und ich für die Verpflegung.“

„Hört sich gut an.“

Sie mussten den Wagen anschieben und den Motor mit einer Handkurbel ein Dutzend mal neu starten, bevor das alte Modell T ansprang. Bis sie ihre beiden Mädels abgeholt hatten, war die Sonne bereits untergegangen. Billy und seine neue Bekanntschaft saßen auf dem Rücksitz. Schüchtern wie immer drückte sich Billy so weit es ging auf die eine Seite, während sie auf der anderen Seite saß. Er hoffte, dass der Abstand zwischen ihnen und die Dunkelheit seine schäbige Kleidung verbergen würde.

Mit heruntergeklapptem Verdeck schaukelten sie die mondbeschiedenen, ländlichen Straßen entlang, ohne ein bestimmtes Ziel zu haben. Auf dem Vordersitz plauderten Jimmy und seine Freundin die ganze Zeit. Billy saß still auf dem Rücksitz und blickte immer wieder verstohlen zu dem Mädchen hinüber. Er dachte bei sich, wie strahlend sie doch im

Mondschein aussehe, und sein Herz schwoll vor Stolz, wenn er daran dachte, dass diese Schönheit mit ihm ausging. Vielleicht waren doch nicht alle Mädchen schlecht.

Sie sah ihn an und lächelte. „Es ist eine schöne Nacht, nicht wahr?“

Billy antwortete: „Oh, ja.“

„Heute Abend ist Tanz im Sycamore Garden“, sagte sie. „Lasst uns dort hinfahren.“

Billy zuckte zusammen. „Oh nein, ich glaube, ich möchte das nicht. Ich tanze nicht.“

Sie fuhren noch ein wenig durch die Gegend, bis sie einen Laden am Straßenrand erreichten. Billy und Jimmy hatten genau geplant, was sie tun würden. Billy räusperte sich. „Jimmy, ich bin ein wenig durstig. Meinst du nicht, wir sollten anhalten?“

„Gute Idee, Billy.“ Jimmy hielt vor dem Laden an und sagte: „Ich gehe und hole uns etwas zu essen und zu trinken.“ Auch das war genau vorgeplant, denn Jimmy hatte nicht einmal mehr einen Penny bei sich. Sie hatten 25 Cent für Benzin ausgegeben, und hatten somit noch 40 Cent, die Billy in seiner Tasche trug.

Billy sagte: „Nein, lass mal, Jimmy, ich mach das schon.“

Die belegten Butterbrote kosteten je einen Nickel – vier große belegte Butterbrote mit Schinken und Zwiebeln. Billy hatte gerade genug Geld übrig, um vier Cola zu kaufen. Sie aßen im Auto, genossen das Zirpen der Grillen und die kühle Nachtluft. Billy fühlte sich gut. Dieses Mädchen mochte ihn tatsächlich! Heute gehörte er dazu und war jemand.

Sie tranken ihre Cola aus, und Billy brachte die Glasflaschen in den Laden zurück, wo er sein Pfand zurückbekam. Als er zurückkam, saßen die drei im Auto und rauchten. Billy traute seinen Augen nicht: Sein hübsches kleines Mädchen mit einer Zigarette in der Hand! Sie lehnte ihren Kopf zurück und blies den Rauch aus der Nase. Billy wurde schlecht. Er kletterte nach hinten und ließ sich schwer in den Sitz fallen.

Das Mädchen fragte: „Möchtest du eine Zigarette, Billy?“

„Ach nein,“ sagte er verdrossen. „Ich rauche nicht.“

Sie sah verärgert aus. „Billy Branham, was ist mit dir los? Erst sagst du mir, dass du nicht tanzt, jetzt sagst du mir, dass du nicht rauchst. Was tust du eigentlich?“

„Ich jage und fische.“

„Wie langweilig.“ Angewidert zog sie die Unterlippe hoch. „Hier, Billy, rauch diese Zigarette und bring ein wenig Schwung in dein Leben.“

„Oh nein, das tue ich nicht.“

„Heißt das etwa, dass wir Mädels mehr Mut haben als du?“ höhnte sie verächtlich. „Na, du bist mir vielleicht ein Weichling.“

Weichling? Dieses schreckliche Wort schmerzte mehr, als eine Biberfalle, die um seinen Knöchel zugeschnappt war. Weichling? Es zerriss sein Herz. Weichling? Er doch nicht. Er war der große, starke Bill („big, bad Bill“) – der Jäger, der Fallensteller, der Kämpfer. Weichling? Er würde es ihr zeigen. „Gib mir eine Zigarette!“, befahl er.

Selbstgefällig entnahm sie der Packung eine Zigarette und reichte sie ihm herüber. Billy sagte: „Gib mir ein Streichholz!“

„Na, das hört sich schon eher wie ein Mann an,“ sagte sie und reichte ihm ein Streichholz.

Billy zündete das Streichholz an und führte das Streichholz und die Zigarette gleichzeitig zum Mund, jeweils eins in jeder Hand. Aber noch bevor die Zigarette seine Lippen berührte, hörte er ein Geräusch. Es klang wie Blätter, die sich im Wind bewegten. Er senkte die Zigarette und lauschte aufmerksam. Doch jetzt konnte er es nicht mehr hören. Er dachte: „Na, das war wohl nur Einbildung.“

Das Mädchen fragte: „Was ist los, Billy?“

Er schüttelte den Kopf. „Nichts. Ich versuche nur, die Zigarette anzuzünden.“ Und wieder führte er die Zigarette zum Mund. Wiederum hörte er das Geräusch, diesmal lauter; ein tiefer, anhaltender Wind, der anschwell, stärker wurde, bis er in seinen Ohren dröhnte. *Whoosssh!* Seine Hände hielten auf halbem Weg zu seinem Mund inne. Seine Gedanken kehrten zurück zu der tiefen Stimme in der Pappel, die ihn warnte: *„Trinke und rauche niemals, und beflecke deinen Leib in keiner Weise! Denn es wird ein Werk für dich zu tun sein, wenn du älter wirst.“* Seine Hände begannen zu zittern. Das Streichholz brannte bis zu seinen Fingern herunter, und er ließ es fallen. Dann ließ er die Zigarette fallen. Er fing an zu weinen.

Das Mädchen kicherte: „Jetzt weiß ich, dass du ein Weichling bist.“

Wütend, frustriert und verängstigt stieß Billy die Autotür auf, sprang hinaus und lief die Straße entlang, immer noch weinend. Jimmy fuhr zu ihm heran. „Komm schon, Billy, steig ein.“ Billy schüttelte seinen

Kopf. „Nein, Jimmy“, und lief einfach weiter. Jimmy fuhr dicht neben ihm her und drängte ihn, einzusteigen; doch gleichzeitig spottete Billys Verabredung gnadenlos: „Billy Branham, du bist ein richtiger Weichling. Und ich dachte, du seist ein Mann.“

Billy schluchzte: „Das dachte ich auch.“ Er verließ die Straße und nahm eine Abkürzung über ein Feld, wo ihm das Auto nicht folgen konnte.

Er lief mechanisch weiter, bis über einen Hügel, wo er außer Sichtweite der Straße war. Dort kauerte er sich auf dem Boden zusammen und schluchzte zum Mond. „Ich passe zu niemandem. Ich kann keine Freunde haben. Ich bin ein schwarzes Schaf unter den Jungen. Niemand mag mich. Warum lebe ich überhaupt? Wofür? Oh, wenn ich doch nur hier sterben und allem ein Ende setzen könnte. Ich bin ein Gefangener dieses seltsamen Etwas, und ich weiß nicht, was ich tun soll.“

Er schluchzte, bis jegliche Emotion aus ihm gewichen war. Dann saß er einfach nur da, starrte den Mond an, und fühlte sich so tot wie die leblose Gesteinskugel da oben im Weltraum. Plötzlich fühlte er etwas Merkwürdiges, als ob ein Druck auf seiner Haut lastete. Er hatte das deutliche Gefühl, dass er nicht allein war. Er hielt den Atem an und lauschte angespannt. Doch er konnte kein Geräusch hören. Er blickte sich auf dem im Mondlicht liegenden Feld um. Es war niemand in Sichtweite, und doch spürte Billy, dass irgendjemand (oder irgendetwas) ganz dicht bei ihm stand. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. Voller Entsetzen lief er nach Haus.

Solche Erfahrungen führten Billy vor Augen, dass sein Leben außergewöhnlich war, und das nicht nur wegen seiner Armut. Immer wieder geschahen merkwürdige Dinge und quälten ihn – wie zum Beispiel, als er in eine Wahrsagerin hineinlief. Er und Jimmy Poole waren auf einem Jahrmarkt unterwegs, schlenderten an den Buden vorbei und hörten den Jahrmarktschreiern zu, die die Vorzüge der verschiedenen Spiele und Attraktionen anpriesen. Die zwei Jungen kamen am Zelt einer Wahrsagerin vorbei. Vor dem Zelteingang stand eine junge Zigeunerin. „He, du da“, rief die Zigeunerin, „komm doch einen Moment mal her.“ Beide Jungen drehten sich herum. „Du mit dem gestreiften Pullover“, fügte sie hinzu.

Es war Billy, der den gestreiften Pullover trug. Er ging zu der Wahrsagerin hinüber und dachte, dass sie ihn vielleicht losschicken wollte, um ihr ein

Butterbrot und eine Cola zu holen. „Ja bitte, was kann ich für Sie tun?“ Sie sagte: „Weißt du, dass dir ein Licht folgt?“ Diese Aussage war seltsam genug, um ihn zu erstaunen. „Ein Licht? Was meinen Sie?“

Sie erklärte: „Ich sehe, dass du unter einem Zeichen geboren wurdest – drei Hauptplaneten in einer Konjunktion in deinem ersten Haus; und sie alle stehen in Quadratur zu Neptun – sehr tief. Deshalb folgt dir dieses Licht. Du wurdest mit einer göttlichen Berufung geboren.“

Billy wurde es unheimlich. „Frau, halt den Mund“, antwortete er bissig – und machte, dass er weg kam.

Später erzählte er seiner Mutter davon. Sie sagte: „Billy, das hast du richtig gemacht. Wahrsager sind vom Teufel.“

Das machte ihm zu schaffen. Warum würde jemand, der so offensichtlich mit dem Teufel im Bunde stand, ihn in Verbindung bringen mit – was hatte die Zigeunerin noch gleich gesagt? – einer „göttlichen Berufung“? Unfähig, sich selbst zu verstehen, wurde Billy immer unzufriedener mit seiner Lage. Warum schien er bloß immer das hässliche Entlein zu sein, das aus dem Rahmen der Gleichaltrigen herausfiel? Und auch zu Hause fand er keine Zuflucht. Obwohl Charles seine Familie aus der Hütte auf Herrn Wathens Grundstück in ein größeres Haus am Stadtrand von Jeffersonville gebracht hatte, war das Leben zu Hause immer noch gedrängt und chaotisch. Im August 1927 bekam Ella Branham ihr neuntes Kind, James Donald. So hatte sie nun also neun Söhne im Alter von 1 bis 18 Jahren, die alle in einem Haus lebten und stritten.

Wie immer fand Billy den größten Frieden in seinen Wanderungen durch die Wälder mit seinem Hund Fritz. Dann kam der vernichtende Schlag: Herr Short, der Vertreter des Sheriffs, vergiftete seinen Hund Fritz. Billy wurde wild vor Hass. Charles konnte seinen Sohn gerade noch stoppen, als dieser mit dem Gewehr in der Hand in die Polizeistation stürmen wollte.

„Ich werde ihn umbringen, Papa“, knirschte Billy, vor Wut zitternd.

Charles riss seinem hitzköpfigen Sohn das Gewehr aus der Hand. „Nein, das wirst du nicht, wenn ich das verhindern kann.“

Billy ging zum Grab seines Hundes, kniete dort nieder und nahm seinen Hut ab. „Fritz, du warst mir ein Freund, ein wahrer Gefährte. Du hast mich gekleidet und ernährt und mich zur Schule geschickt. Ich wollte im Alter für dich sorgen. Aber nun hat Herr Short dich umgebracht, bevor

du alt geworden bist. Ich verspreche dir, Fritz, dass er nicht mehr lange leben wird. Eines Tages werde ich ihn auf der Straße erwischen und ihn mit einem Auto überfahren. Ich werde ihn für dich erledigen.“

Jetzt, da sein bester Freund nicht mehr war, fühlte Billy mehr denn je, dass es an der Zeit war, sein Leben zu ändern. Also überquerte er den Fluss hinüber nach Louisville, Kentucky, und meldete sich zum Dienst bei der Navy. Als er dies seiner Mutter am Abend erzählte, war sie außer sich. Am nächsten Morgen ging sie hinüber zum Rekrutierungsbüro der Navy und überredete sie, den Namen ihres Sohnes aus der Liste zu streichen.

Billy wusste nun, dass er eine drastische Veränderung heimlich planen musste. Etwas später im Herbst bekam er seine Chance. Er kannte einen Mann namens Francisco, der Vorbereitungen traf, um nach Phoenix, Arizona zu gehen. Billy erwähnte, dass er plane, eines Tages selbst in den Westen zu ziehen. Herr Francisco verstand den Wink und fragte Billy, ob er mitkommen wolle. Er bot ihm sogar Geld an, wenn er auf der 3200 Kilometer langen Reise einen Teil des Fahrens übernehmen würde. Billy griff bei diesem Angebot sofort zu, und schon bald waren sie reisefertig. Billy erzählte seiner Mutter, dass er ein oder zwei Wochen lang bei Tunnel Mill campen wollte. So konnte er die Stadt verlassen, ohne dass sie versuchte, ihn daran zu hindern. Wenn er in Arizona ankam, würde er ihr einen Brief schreiben und seinen Schritt erklären.



William Branham und Herr Francisco

Kapitel 7

Die Flucht in die Wüste

1927–1929

ALS WILLIAM BRANHAM in Phoenix (Arizona) ankam, zahlte ihm Herr Francisco drei Dollar dafür, dass er einen Teil der Strecke gefahren war. Das war alles, was Billy auf der ganzen Welt besaß, aber er machte sich keine Sorgen. Er war sicher, dass sich ihm Möglichkeiten bieten würden, dies zu ändern. Man schrieb Dezember des Jahres 1927. Er war 18 Jahre alt und voller Begeisterung angesichts dieser neuen Chance in seinem Leben.

Nachdem er seiner Mutter einen Brief geschickt hatte, in welchem er ihr sein Verhalten erklärte, begann Billy die Stadt zu erkunden. Er stieß bald auf ein inoffizielles Rodeo und überlegte sich: „Ich bin ein wirklich guter Reiter. Warum sollte ich nicht versuchen, bei diesem Rodeo an leichtverdientes Geld zu kommen, wo ich ohnehin pleite bin? Aber ich muss mir zunächst eine Cowboyhose besorgen, bevor ich mich vor all den Cowboys blicken lassen kann.“

Er suchte das nächste Bekleidungsgeschäft auf und probierte eine Cowboyhose aus Leder an. Sie war großartig: Das Wort ARIZONA war in den Gürtel eingepreßt und in jedes Hosenbein war ein Stierkopf mit Augen aus Messingknöpfen eingearbeitet. Aber sie war viel zu lang, die ledernen Hosenbeine schleiften über den Boden. Billy sah sich im Spiegel an und dachte: „Ich sehe aus wie ein Gockel – ganz Flaum und Federn.“ Der Verkäufer sagte: „Diese kostet 25 Dollar, mein Herr.“

Billy war froh, dass er eine Ausrede hatte, um abzulehnen. „Mehr als drei Dollar kann ich nicht ausgeben.“

Der Verkäufer schlug vor: „Dann sollten Sie vielleicht einen Kompromiss eingehen und eine Levi Jeans nehmen.“

Billy kaufte eine Levis und einen Cowboyhut und kehrte zum Rodeo

zurück. Auf einem Zaun saß eine Reihe O-beiniger, verwegener Cowboys, die aussahen, als ob sie an so manchem Viehtreiben und an so manchem Wettkampf teilgenommen hatten. Billy dachte bei sich: „Da gehöre ich hin.“ Er kletterte neben sie auf den Zaun. Jeder um ihn herum war in gespannter Erwartung. Billy war genau in dem Moment angekommen, als ein berühmter Reiter einen berüchtigten wilden Hengst bestieg. Das Pferd war in einer nahen Box eingesperrt. Billy beobachtete den langbeinigen Reiter, wie dieser auf den Sattel sprang und dachte: „Wenn dieser Kerl das Pferd nicht reiten kann, mach ich es.“

In dem Augenblick, in dem das Tor geöffnet wurde, schnaubte das Pferd und sprang – alle vier Hufen in der Luft – aus der Box. Als es wieder auf den Boden kam, sprang es sofort wieder hoch, verrenkte seinen Körper und schlug gleichzeitig mit seinen Hinterhufen aus. Der Reiter segelte wie eine Vogelscheuche aus dem Sattel, landete mit einem dumpfen Knall auf dem Boden und lag bewegungslos in der Mitte des Pferchs. Blut rann aus seiner Nase. Während die Helfer den Hengst wieder einfingen und ihn in den Stall zurückbrachten, wurde der bewusstlose Cowboy in einen Krankenwagen geladen und weggebracht.

Ein Mann ritt langsam den Zaun entlang, auf dem Billy mit all den in Leder gekleideten Cowboys saß. Er sagte: „Ich zahle jedem, der auch nur 30 Sekunden auf dem Pferd sitzenbleibt, 50 Dollar.“ Der Mann blieb immer wieder stehen, um jedem Cowboy in die Augen zu blicken und sein Angebot zu wiederholen. Aber keiner nahm sein Angebot an. Der Mann machte vor Billy halt und fragte: „Bist du ein Reiter?“ „Nein!“, antwortete Billy.

BILLY LIESS SICH auf einer Ranch in der Nähe einer kleinen Stadt mit dem Namen Wickenburg im Nordwesten von Phoenix anheuern. Seine Reitkünste verbesserten sich schnell, bis er sein Aufgabengebiet auf der Ranch ausführen konnte – als richtiger Cowboy, genau so, wie er es sich erträumt hatte.

Die Schönheit der Prärie überstieg seine wildesten Fantasien. Um ihn herum stiegen zerklüftete Berge aus der Ebene der Prärie empor. Riesige Saguaro-Kakteen übersäten die Wüstenebene und die Abhänge der tiefen Bergschluchten. Die Wüste bot ein Bild der Vielfalt: Überall gab es Prickly Pear, eine kleine Kakteenart, die aussah wie ein Biberschwanz

mit langen, bössartigen Stacheln; den Nadelkissen-Kaktus, der so dicht mit Stacheln übersät war, dass er aussah wie ein Fell; den Tonnen-Kaktus, der aussah wie ein Fass, mit dünnen Längsrippen und die niedrigen, buschigen Bäume, bekannt unter ihrem spanischen Namen Palo Verde, welches bedeutet: Grüner Stab. Das vereinzelt Tierleben faszinierte ihn ebenso – das Gilatier, die sich seitlich windenden Klapperschlangen, Känguru-Ratten, Javelinaschweine. Alles war so exotisch, so völlig anders als im Waldland der Ohio-Flussniederung. Oh – unfassbar! Hier war er inmitten dieser prachtvollen Schönheit, wirbelte mit einem Pferd den Präriestaub auf, und arbeitete mit Cowboys und Langhornrindern. Das war das richtige Leben! Was könnte jemals besser sein? Er fühlte sich, als sei er geradewegs in einen dieser romantischen Westernfilme eingestiegen, die er als Kind so häufig gesehen hatte.

Aber nach eineinhalb Jahren auf der Ranch begann die Illusion der Vollkommenheit zu schwinden. Je weiter der Sommer des Jahres 1929 voranschritt, desto unzufriedener wurde Billy. Er fragte sich häufig, woran das lag. Er war in die Wüste gekommen, um hier Frieden und Erfüllung zu finden, aber irgendwie entschwanden sie ihm. Er war nicht glücklich, zumindest nicht vollkommen. Irgendetwas fehlte noch immer in seinem Leben. Aber was?

Schließlich war die Zeit für das herbstliche Viehtreiben gekommen. Während des Sommers ließen viele Rancher ihre Herden auf den gleichen Ländereien hoch in den Bergen weiden, wo das Gras dicht zwischen den hohen Kiefern wuchs. Im Herbst arbeiteten dann alle vereint, um das verstreute Vieh zusammenzutreiben und hinunter auf die Ranchen im Tal zu bringen, wo es dann nach den Brandzeichen getrennt wurde. Im vergangenen Jahr hatte Billy das Viehtreiben im Herbst als das Aufregendste empfunden, das er jemals in seinem Leben getan hatte. Aber dieses Jahr spürte er diese stetige Unruhe, die ihn den ganzen Sommer lang gequält hatte. Was war nur los?

Als es Abend wurde, nahm Billy den Sattel von seinem Pferd und legte ihn in der Nähe des Lagerfeuers als Kissen hin. Nach dem Abendessen lehnte er sich dann gegen den Sattel, um den Sonnenuntergang hinter den Bergen zu beobachten, welcher leuchtende Streifen in Orange, Pink und Rot auf den Himmel zauberte. Ein alter Texaner mit dem Namen Slim stimmte seine Gitarre. Jede Nacht ließ Slim die Wüste mit seinen

Cowboy-Balladen erklingen, begleitet von einem weiteren Cowboy, der durch einen Kamm blies, um damit ein Stück Papier im Einklang zur Musik summen zu lassen. Slim sang:

Des Cowboys Seligkeit³

Gestern Nacht lag ich wach auf dem Farmland
Und erblickte das Sternengezelt.
Und ich frug mich, ob jemals ein Cowboy
Wird Erbe der himmlischen Welt.

Einen Weg gibt es zu jenem Lande
Und der Pfad ist recht dunkel, so heißt's
Doch der breite, der führt zur Verdammnis,
In strahlendem Lichte ergleißt.

Man erzählt von 'nem anderen Rancher,
Dem niemals an Arbeit es fehlt,
Er schafftet stets Raum für den Sünder,
Der tapfer den schmalen Weg wählt.

Man sagt, er verlässt einen niemals
Und er kennt jeden Schritt, den wir tun,
Wir werden wohl besser gebrandmarkt,
Und erscheinen im Abrechnungsbuch.

Denn es heißt, es gibt einst einen Roundup,⁴
Wo Cowboys wie Diebe dann steh'n.
Und furchtlose Reiter des Himmels
Nach Brandmal ein' jeden anseh'n.

³ Originaltext im Anhang

⁴ Jährliches Viehtreiben

Ich glaub' dort gleich ich einem Jährling,
Bin ein Mann, der zum Tode verdammt,
Werd' gestohlenem Vieh gleich geschlachtet,
Wenn der Boss jener Reiter erscheint.

Billy verstand, was die Worte der Ballade zum Ausdruck brachten. Streunende Jährlinge waren Vieh ohne Brandzeichen, die im Suppentopf landeten. Und was war das mit dem großen Besitzer mit seinem Abrechnungsbuch? Billy fragte sich, ob das der Grund seiner Unruhe war. Hatte es etwas mit Gott zu tun?

Slim stimmte eine weitere Melodie an, diesmal handelte es sich um ein altes Kirchenlied:

Am Fuße des Kreuzes, da Jesus starb,
Wo um Befreiung von Sünd' ich bat,
Dort ich dem Heiland mein Herze gab,
Ehre seinem Namen.

Tiefer Schmerz durchfuhr Billys Herz, als er dieser langsamen, getragenen Melodie zuhörte. Er drehte sich um und zog die Decke über seinen Kopf, sodass gerade noch genügend Platz für seine Augen und seine Nase blieb. Die Sterne schienen so nah, als ob sie ganz knapp über den Bergen festgeklebt seien. Während Billy das ewige Flüstern des Windes in den Kiefern vernahm, meinte er Gott ihn rufen zu hören, gleichwie dieser einstmal Seinen ersten vom Wege abgekommenen Sohn gerufen hatte: „Adam, Adam, wo bist du?“

Nach drei Wochen endete das Viehtreiben. Die Cowboys zogen zurück auf ihre Ranch, um ihren Lohn abzuholen und ihre Post zu lesen. Auf Billy wartete ein Brief von seiner Mutter, mit einem Datum auf dem Poststempel, das schon einige Wochen zurücklag. Unter anderem berichtete sie, dass Edward sehr krank war. Billy nahm es nicht ernst und glaubte, sein Bruder habe eine Erkältung oder eine Grippe.

An diesem Nachmittag fuhren alle Cowboys nach Phoenix hinunter, um zu feiern. Obwohl Billy nicht so sehr nach Feiern zu Mute war wie

den anderen, ging er mit, um etwas Abwechslung zu haben. Während die Rancharbeiter in den Saloon gingen, wanderte Billy allein durch die Straßen. Sein Herz war immer noch voller Kummer. Was war nur los? Er hatte mit Sicherheit kein Heimweh. Er liebte Arizona, liebte die Wüste und seine Arbeit machte ihm Spaß. Aber irgendwie fühlte er sich innerlich leer, unvollständig, und konnte nicht herausfinden, woran das lag.

Er saß eine Weile da und beobachtete den Verkehr. Eine hübsche junge Spanierin schlenderte vorbei, klimperte mit den Augenlidern und ließ ihr weißes Taschentuch fallen. Billy, der mit seinen Gedanken ganz woanders war, sagte: „He, du hast dein Taschentuch verloren.“ Das Mädchen hob das Tuch auf und ging weiter.

Billy hörte Musik von weiter unten auf der Straße. Er folgte der Musik, bis er eine alte, verlassene Rodeo-Arena erreichte. Dort, nahe der Pferdeboxen spielte ein alter Cowboy auf seiner Gitarre und sang:

Am Fuße des Kreuzes, da Jesus starb,
Wo um Befreiung von Sünd' ich bat,
Dort ich dem Heiland mein Herze gab,
Ehre seinem Namen.

Doch dieser Cowboy sang mit mehr Gefühl als Slim in der Prärie. Dieser Mann sang das Kirchenlied, als ob er es auch so meinte. Tränen rannen ihm über seine pockennarbigigen Wangen. Am Ende des Refrains drehte er sich zu Billy um und sagte: „Bruder, du weißt nicht, was es ist, bis du diesen wunderbaren Jesus Christus angenommen hast.“ Und er fing noch einmal mit dem Refrain an: „Ehre seinem Namen.“ Billy zog seinen Hut tiefer in die Stirn und ging weg. Unaussprechliche Gefühle wühlten sein Herz auf.

Als Billy zum Saloon zurückkehrte, lachten seine Kollegen bereits lauthals, schossen sich gegenseitig nach den Zehen, um einander zum Tanzen zu bewegen und setzten jeweils fünf Dollar darauf, dass sie noch schnurstracks geradeaus gehen konnten, waren aber schon so betrunken, dass sie Mühe hatten, auch nur auf dem Bürgersteig zu bleiben. Billy trieb sie alle zum Auto und fuhr sie zurück nach Wickenburg.

Am nächsten Morgen, als Billy den Speisesaal betrat, wurde ihm eine Notiz übergeben, die besagte: „Billy, komm auf die Nordweide, sehr wichtig.“

Pop, ein alter Lone Star Ranger, wartete am Tor der Weide auf ihn. „Ich fürchte, ich habe schlechte Nachrichten für dich“, sagte Pop. Er übergab Billy ein Telegramm mit dem folgenden Wortlaut: „Dein Bruder Edward ist letzte Nacht verstorben. Komm sofort nach Hause.“

Wie betäubt stand er da, die Nachricht in den Händen. Es war der erste Todesfall, den er im engsten Familienkreis erlebte. Er wandte sich von Pop ab und sah hinaus auf die gelbe, sonnenverbrannte Prärie. Tränen liefen ihm die Wangen hinab. Er dachte daran, wie hart das Leben für sie als Jungen gewesen war. Der Schulbesuch ohne geeignete Kleidung, ohne Schulbücher, Papier und Stifte; manchmal sogar ohne ausreichende Nahrung. Dann erinnerte sich Billy daran, wie er seinem Bruder jene Handvoll Popcorn gestohlen hatte. Ach, wenn er doch nur die Zeit zurückdrehen und sie noch einmal leben könnte, niemals wieder würde er einer solchen Köstlichkeit wegen einen armen hungrigen Freund bestehlen. Aber er konnte die Uhr nicht zurückdrehen. Jetzt konnte er nicht einmal mehr um Verzeihung bitten. Edward war tot. Billy fragte sich, ob Edward bereit war, Gott zu begegnen. Dann traf ihn der Gedanke: Wie sah es denn bei ihm selbst aus? War er bereit, Gott zu begegnen?

Billy kehrte zur Beerdigung nach Jeffersonville zurück. Am Ende der Predigt sagte Reverend McKinney: „Es mag hier einige geben, die Gott nicht kennen. Wenn das der Fall ist, nehmt Ihn jetzt an.“ Billy hielt sich an seinem Sitz fest, um nicht aufzustehen. Etwas Sonderbares schien an seinem Herzen zu ziehen – eine Art magnetischer Anziehungskraft, die er nicht verstand. Aber was auch immer es war, es machte ihn elend.

Nach der Beerdigung plante Billy, nach Arizona zurückzukehren, doch seine Mutter bat ihn inständig, in Indiana zu bleiben, sodass Billy schließlich einwilligte – vorausgesetzt, er fände Arbeit. Schon bald fand er eine bei den öffentlichen Versorgungsbetrieben, für die er dann Gräben für Gasleitungen zog. So entschloss er sich, vorerst in Jeffersonville zu bleiben.

Der Schnee kam spät im Herbst des Jahres 1929. Als Billy eines Tages aufwachte und sah, dass der Boden mit Schnee bedeckt und gefroren war, nahm er eine der Decken seiner Mutter, fuhr hinaus auf den Friedhof, fegte den Schnee von Edwards Grab und legte die Decke über den frischen Erdhügel. Er wollte, dass Edward es warm hatte.

Kapitel 8

Das Zeichen folgt

1929

IM OKTOBER des Jahres 1929 gab es den großen Börsenkrach an der New Yorker Aktienbörse, der die Vereinigten Staaten in einen wirtschaftlichen Alptraum unbekanntem Ausmaßes stürzte. Tausende von Banken schlossen ihre Eingangstüren, während die hilflosen Bankangestellten ihren Arbeitsplatz auf Zehenspitzen durch die Hintertür verließen, ihre wütenden Anleger im Nacken. Die große Depression erreichte bald alle Bereiche der Wirtschaft. Fabriken mussten ihre Produktion stark herunterfahren oder sogar ganz schließen. Bauern mussten den Gürtel enger schnallen oder gingen bankrott. Die Arbeitslosigkeit stieg derart stark an, bis schließlich ein Viertel der amerikanischen Arbeiter zur Untätigkeit verdammt war.

Auch wenn Billys Arbeit bei den Versorgungsbetrieben von Jeffersonville ihm nur 20 Cent pro Stunde einbrachte, schätzte er sich glücklich, überhaupt Arbeit zu haben. Er plante immer noch, sein Leben eines Tages dem Fallenstellen in den Bergen des Westen zu widmen, aber gerade jetzt wurde sein Lohn zu Hause dringend benötigt. Sein Vater hatte aufgrund seines kontinuierlichen, starken Alkoholkonsums gesundheitliche Probleme. Charles Branham, der jetzt 38 Jahre zählte, war nicht nur arbeitslos, sondern seine Chancen, eine regelmäßige Arbeit zu finden und zu behalten, waren sehr gering. Am 2. November 1929 schenkte Ella Branham ihrem zehnten und letzten Kind das Leben. Schließlich, nach neun Söhnen, bekam sie eine Tochter. Ella nannte ihre Tochter Fay Delores Branham, doch sie rief sie immer bei ihrem Zweitnamen. Von den elf Mitgliedern der Branham-Familie, welche alle im gleichen Hause lebten, hatte nur Billy eine Vollzeitbeschäftigung. Billy selbst spürte die Verpflichtung, den Rest seiner Familie zu unterstützen – zumindest für ein paar weitere Jahre.

Die Arbeit bei den Versorgungsbetrieben Indianas entsprach Billys Naturell. Durch seine Arbeit konnte er das ganze Jahr über draußen sein, und seine Aufgaben wechselten von Woche zu Woche, sodass er nur selten gelangweilt war. In mancher Woche hob er Gräben aus, in denen die Gashauptleitungen verlegt wurden, in anderen las er Zähler ab oder reparierte undichte Stellen in den Gasleitungen und dann wieder kletterte er auf Strommasten, um die elektrischen Überlandleitungen zu reparieren. Es gab nur einen Teil der Arbeit, den er nicht mochte, und das war das Abstellen der Stromversorgung bei Kunden, die ihre Rechnungen nicht bezahlen konnten. Und da die Wirtschaftskrise immer weiter fortschritt, passierte dies für seinen Geschmack zu häufig.

Billy war zwar sehr froh, diese Arbeit in dem öffentlichen Versorgungsunternehmen zu haben, doch mit einem Gehalt von acht Dollar pro Woche kam man in einem Haushalt mit elf Personen nicht weit. Als er das Angebot bekam, gelegentlich als stellvertretender Wildhüter für den Bundesstaat Indiana zu arbeiten, griff er deshalb sofort zu. Es bedeutete, dass er regelmäßig aus der Stadt herauskäme, um in den Wäldern auf Streife zu gehen. Es erschien ihm ideal, Lohn für etwas zu erhalten, das er sowieso liebte. Die Realität war jedoch anders. Sein Lohn sollte eine Provision für die Anzahl der Strafzettel sein, die er für die Übertretungen des Wildrechts ausstellte. Aber Billy konnte sich nie dazu durchringen, einen solchen Strafzettel auszustellen. Er hatte das Gefühl, dass er mehr Gutes tun könnte, wenn er sich mit dem Wilderer zusammensetzte und ihm die Vorzüge der Wilderhaltung und die Bedeutung der Einhaltung der Gesetze des Bundesstaates darlegte. Im Endeffekt verschenkte Billy seine Zeit, aber für ihn war die Befriedigung, die er daraus zog, aus der Stadt herauszukommen und Zeit in der bewaldeten Landschaft zu verbringen, Lohn genug.

Eines Tages sollte Billy gemäß seines Einsatzplans im Henryville State Park, 35 Kilometer nördlich von Jeffersonville, Streife gehen. Sobald er den Greyhound-Bus bestiegen hatte, überkam ihn ein eigenartiges Gefühl – es war, als ob er einem Druck ausgesetzt sei, als presste sich eine unsichtbare Kraft gegen ihn. Der Bus war dicht besetzt. Alle Sitze waren von Passagieren belegt und viele standen im Gang. Billy schob sich zur Mitte des Busses vor und blieb zwischen einer kräftigen Frau mittleren Alters und einem Matrosen stehen. Die Frau schaute hoch

und sagte: „Hallo“, als der Bus von der Haltestelle losrollte.

Billy erwiderte den Gruß, starrte aus dem Fenster und beobachtete, wie die Häuser vorbeizogen. Die seltsame Kraft drängte jetzt stärker gegen ihn. Sie schien von dieser untersetzten Frau auszugehen. Aus den Augenwinkeln konnte Billy sehen, dass sie ihm direkt ins Gesicht starrte. Er fühlte sich unbehaglich. Schon bald begann sie eine Unterhaltung.

„Sind Sie Beamter?“

Billy trug die Uniform eines Wildhüters und eine Pistole im Halfter an der Seite. „Ich bin ein Beamter im Dienste des Naturschutzes“, antwortete er.

„Sie sind einsam, nicht wahr?“

Billy verbarg seine Überraschung. „Oh nein“, log er.

„Nun, Sie sind nicht in Ihrer Heimat“, sagte sie.

„Ich bin so weit daheim, wie ich eins besitze.“

Sie schüttelte ihren Kopf. „Nein, Sie wurden für den Westen geboren.“

Das schockte Billy so, als hätte ihm jemand einen Eimer Eiswasser über den Kopf geschüttet. „Sagen Sie mal, wovon sprechen Sie überhaupt?“

Sie sagte: „Vielleicht hätte ich mich vorstellen sollen. Sehen Sie, ich bin Astrologin.“

Billy stöhnte innerlich und dachte: „Wieder eine von diesen komischen Leuten.“ Er rückte von ihr weg, mehr zu dem Matrosen hin.

Sie folgte ihm, schwankte ein wenig aufgrund des schaukelnden Busses.

Sie sagte: „Ich würde gern ein paar Minuten mit Ihnen reden.“

Billy starrte weiterhin geradeaus und tat so, als ob er sie nicht gehört hätte. Sie war jedoch hartnäckig: „Könnte ich vielleicht einen Augenblick mit Ihnen reden?“

Billy ignorierte sie. Er dachte: „Ich lege kein gutes Benehmen an den Tag, aber ich möchte einfach nicht mit ihr reden.“

Doch die Frau ließ ihn nicht in Ruhe. „Hey Sie, Naturschutzbeamter, könnte ich eine Minute mit Ihnen reden?“

Schließlich drehte sich Billy um und sagte kurz angebunden: „Was wollen Sie?“

Sein Gewissen verklagte ihn, weil er so unhöflich war, aber er hatte nicht vor, sich mit einer Astrologin zu unterhalten. Er erinnerte sich daran, was diese Zigeuner-Wahrsagerin zu ihm auf dem Jahrmarkt gesagt hatte und die Erinnerung machte ihn unruhig.

Die Frau fragte: „Sind Sie Christ?“

„Nein“, fuhr er sie an, „und was geht Sie das an?“

Sie zuckte mit den Schultern. „Oh, ich hielt es für wahrscheinlich. Wussten Sie, dass Sie unter einem Zeichen geboren wurden?“

Billy schluckte schwer. „Hören Sie, gute Frau, ich will nichts davon wissen, verstehen Sie? Ich weiß, dass ich kurz angebunden bin, aber ich meine das so. Ich will nichts davon wissen.“

Sie wich ein wenig zurück. „Oh, seien Sie nicht so hart!“

„Ich möchte Sie nicht verletzen, aber ich weiß nichts über religiöse Dinge und ich möchte auch nichts davon wissen.“

Billy wandte sich von ihr ab und starrte an dem Matrosen vorbei in den vorderen Teil des Busses.

„Du meine Güte, was haben Sie denn? Das hat nichts mit Religion zu tun. Ich bin auf dem Weg nach Chicago zu meinem Sohn, der ein Baptistenprediger ist. Ich arbeite im Weißen Haus. Wussten Sie, dass die Position der Sterne die Ereignisse hier auf Erden beeinflussen?“

„Ich verstehe davon nichts“, sagte Billy.

Sie sagte: „Fragen Sie doch den Matrosen vor Ihnen, ob der Mond die Gezeiten steuert.“

„Ich habe genug Verstand, um das selbst zu wissen“, raunzte Billy.

Die Frau fuhr fort: „Nun, es gibt zahlreiche andere Himmelskörper, die eine Bedeutung für die Erde haben. Wenn ich genau sagen könnte, wann Sie geboren sind, würden Sie mir dann glauben?“

Billy runzelte unbehaglich die Stirn. „Das können Sie überhaupt nicht.“

Sie lächelte. „Oh doch, das kann ich. Sie wurden am 6. April 1909 um fünf Uhr morgens geboren.“

Billys ablehnende Haltung löste sich in Erstaunen auf. „Das stimmt. Aber nun sagen Sie auch diesem Seemann, wann er geboren wurde.“

Sie sagte: „Das kann ich nicht. Sehen Sie, Sie wurden unter einem Zeichen geboren. Haben Geistliche Sie niemals darauf angesprochen?“

„Ich habe nichts mit Predigern zu tun, nicht das Geringste.“

Die Augen der Frau schweiften einen Augenblick lang ab, als ob sie diesem Gedanken nachginge. „Ist es nicht eigenartig, dass Prediger das überhaupt nicht bemerken?“

Billy wiederholte: „Ich halte mich nicht dort auf, wo man Prediger findet.“

Sie konzentrierte ihren Blick wieder auf ihn. „Hören Sie, ich möchte Ihnen

etwas sagen. Sie wurden unter einem Zeichen geboren als Geschenk für die Menschheit. Wenn Sie das nur erkennen könnten ... “ Er unterbrach sie. „Vielleicht werde ich ein neuer Daniel Boone. Ich liebe die Jagd und bin in Kentucky geboren.“

„Nein, das meine ich nicht.“

„Nun, dann werde ich vielleicht Geschäftsmann. Ich habe sogar Grundschulbildung!“

Sie schien das nicht lustig zu finden. „Auch das meine ich nicht. Ich weiß nicht, was Sie einmal werden, aber ich kann an Ihrer Aura sehen, dass Sie als Geschenk geboren wurden. Erinnern Sie sich an die Geschichte, wie die drei Weisen aus dem Morgenland von einem Stern zum Jesus-Kind geleitet wurden?“

„Ich verstehe nichts von Religion.“

„Aber Sie haben davon gehört, dass die drei Weisen auszogen, um Jesus zu sehen, nicht wahr?“

„Ja.“

„Nun, wer sind diese drei Weisen?“

„Oh, das sind einfach nur weise Männer, mehr weiß ich nicht darüber.“

Sie erklärte: „Die „drei Weisen“ waren genau das, was ich bin; sie waren Astrologen, Sterngucker. Wissen Sie, bevor Gott irgendetwas auf der Erde tut, kündigt Er es erst im Himmel an. Und das tat Er auch, als Jesus geboren wurde: Drei Himmelskörper kamen in eine Flucht und bildeten eine Konjunktion, welche die Aufmerksamkeit einiger Astrologen im Morgenland erregte. Der eine stammte aus der Linie Hams, der andere aus der Linie Sems und der dritte aus der Linie Japhets – der drei Söhne Noahs. Sie verkörperten alle Völker der Erde. Jeder dieser drei Männer reiste einzeln gen Westen, und sie wussten nicht, dass die anderen unterwegs waren, bis sie sich in Jerusalem trafen. Dann gingen sie nach Bethlehem und fanden dort das Jesus-Kind. Sie erkannten an der Farbe seiner Aura, dass Jesus der Auserwählte war. Sie wissen doch, was eine Aura ist, nicht wahr? Eine Aura ist das übernatürliche Licht der Seele. Jeder hat eine Aura. Es gibt Auren in unterschiedlichen Farben, und jede Farbe hat eine besondere Bedeutung. Gold bedeutet ein Geschenk Gottes. Und so beteten die drei „weisen Männer“ Jesus an und überbrachten Ihm Gaben. Sie gingen dann genau in dem Augenblick wieder, in dem diese drei Himmelskörper sich in ihre jeweiligen Umlaufbahnen trennten.

In Erinnerung an das größte Geschenk, das Gott der Menschheit jemals gab – Seinen eigenen Sohn, Jesus – sendet Gott jedesmal, wenn diese drei Himmelskörper erneut in eine Flucht kommen, der Menschheit ein kleineres Geschenk. Sie wurden bei genau so einem Zusammentreffen geboren. Sie haben die Goldaura. Aus diesem Grund kenne ich den Tag und die Stunde Ihrer Geburt, und deshalb weiß ich auch, dass Ihre Bestimmung im Westen liegt.“

Aus Höflichkeit hatte Billy versucht, geduldig zuzuhören, aber jetzt hatte er genug gehört. „Gute Frau, alles, was ich weiß, ist, dass ich ein Wildhüter in Indiana bin und dass ich mein Bestes gebe. Ich bin nicht religiös, und ich möchte nichts mehr davon hören.“

Billy ging in den vorderen Teil des Busses, sodass der Matrose zwischen ihm und der Astrologin stand, was die Unterhaltung endgültig beendete.

Doch der Vorfall war nicht leicht zu vergessen und beschäftigte seine Gedanken mehr als einmal. Sein Leben schien so anders zu sein als das Leben der meisten Menschen, die er kannte – aber ein Geschenk? Was konnte das bedeuten? Und was an ihm zog diese merkwürdigen Menschen an? Die Wahrsagerin hatte gesagt, dass sie sah, dass ihm ein Licht folgte. Diese Astrologin hatte es eine Aura genannt. Billy hatte Mühe, diese Dinge in Zusammenhang zu bringen. Die Fragen überschlugen sich in seinem Kopf. Warum war er so anders? Warum hatte er diesen akuten Druck gespürt, kaum dass er den Greyhound-Bus bestiegen hatte? Und warum fühlte er sich jedesmal so elend, wenn das Thema Religion aufkam? Hatte er Angst? Vielleicht suchte Gott nach ihm, und er versuchte sich zu verstecken? Und was hatte die Frau gemeint, als sie sagte, dass seine Bestimmung im Westen liege?

Kapitel 9

Seine letzte Chance

1930–1932

ALS WILLIAM BRANHAM das Alter von 20 Jahren erreichte, stolperte er ganz zufällig über eine Möglichkeit, etwas zusätzliches Geld zu verdienen. Eines Tages lieh er sich ein Motorrad der Marke Harley-Davidson. Als er eine Kiesstraße herunter raste, verlor er die Kontrolle über die Maschine und rutschte vor einem Trainingslager für Boxer in den Straßengraben. Einige Männer hatten den Unfall beobachtet und rannten über die Straße, um zu sehen, ob er sich verletzt hatte. Glücklicherweise war Billy nicht ernsthaft verletzt; aber er war so arg mitgenommen, dass er nicht sofort wieder aufstehen und weiterfahren konnte. Deshalb luden ihn die Männer ein, mit ihnen hineinzugehen und sich einige Kämpfe anzuschauen, bis er sich wieder besser fühlte. Gerade in dem Augenblick, als Billy den Raum betrat, öffnete einer der Trainer mit dem Namen George „Six-Second“ Smith die Tür eines Vogelkäfigs. Ein Kanarienvogel flog heraus und schoss so schnell im Raum herum, dass Smith ihn nicht mehr zu fassen bekam. Als der Vogel jedoch an Billys Kopf vorbei flog, schnappte Billy ihn mitten im Flug aus der Luft.

„Six-Second“ Smith pfiff vor Bewunderung. „Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie so schnelle Hände gesehen. Junger Mann, haben Sie jemals daran gedacht, sich als Preisboxer zu versuchen?“

Diese lässige Bemerkung führte dazu, dass Billy ernsthaft anfang, sich Gedanken über eine Karriere als Preisboxer zu machen, und schon bald verbrachte er einen großen Teil seiner Freizeit damit, für diesen Sport zu trainieren: Er lief 12 bis 15 Kilometer pro Tag, und tauchte dann im Trainingslager auf, wo er auf einen Schlagball einschlagen würde, bis ihn ein Boxer einlud, im Ring mit ihm zu kämpfen. Als er Billy beim Training beobachtete, zeigte sich „Six-Second“ Smith schon bald von Billys

Entschlossenheit noch stärker beeindruckt als von seiner Geschwindigkeit. Der Trainer verbrachte zahlreiche Stunden mit Billy und lehrte ihn präzise Beinarbeit, die Handbewegungen und, als wichtigstes Element, wie er Schläge von einem anderen Boxer einstecken konnte, ohne gleich k.o. zu gehen.

George Smith hatte seinen Spitznamen erhalten, nachdem er seinen Gegner im ersten Profikampf nach genau sechs Sekunden k.o. geschlagen hatte. Smith war ungefähr acht Jahre älter als Billy, ungefähr fünfunddreißig Pfund schwerer und der raueste Mann, den Billy jemals getroffen hatte. Als Billy das erste Mal mit seinem Trainer in den Ring stieg, schlug „Six-Second“ ihn gnadenlos zusammen. Einmal traf Smith Billy so hart, dass er über die Ringbegrenzung hinaus flog und in den Klappstühlen außerhalb des Ringes landete. Billy brauchte lange, bevor er aufstehen konnte. Als er schließlich wieder zu Atem kam, sagte er: „Six, warum springst du so hart mit mir um?“

Smith lachte und sagte: „Diese Art des Trainings bringt dir am meisten.“

„Bitte? Wie das denn? Du hättest mich fast umgebracht.“

„Schau, Billy, es ist egal, wie fit du körperlich bist. Jedesmal, wenn du getroffen wirst, versetzt es deinem Organismus einen Schock und unterbricht kurzfristig den Blutkreislauf zum Herzen. Beim Boxen musst du lernen, einen harten Schlag einzustecken und gleich wieder da zu sein. Wenn dein Körper nicht daran gewöhnt ist, sofort wieder zurückzukommen, wirst du liegen bleiben und ausgezählt werden. Aber wenn du daran gewöhnt bist, dann kommst du schnell wieder hoch, selbst wenn du niedergeschlagen wurdest. Und genau das trainiere ich. Vielleicht magst du mich jetzt nicht, aber im Wettkampf wirst du mich schätzen lernen.“

Billy kletterte wieder in den Ring zurück und machte weiter. Schließlich hatte er so viel Kontrolle über sich gewonnen, dass „Six-Second“ Smith ihm hart genug in den Magen schlagen konnte, um ihn in die Seile zu werfen, und es machte ihm nicht das Geringste aus; er war bereit, weiter zu kämpfen. Sobald er acht bis zehn Runden im Training überstehen konnte, begann er, in der Amateur-Boxvereinigung „Golden Gloves“ zu kämpfen.

Billy blühte im Ring auf. Ob im Training oder im Preiskampf, er gab immer sein Bestes. Das Boxen setzte seine Emotionen frei. Ärger und



William Branham

Verwirrung, die sich so lang in ihm aufgestaut hatten, ließen seine Arme wie Flintenschüsse vorschnellen. Seine Schnelligkeit und seine Entschlossenheit führten ihn von Sieg zu Sieg. Jeder Triumph rief neues Lob hervor, und Billys Selbstvertrauen erreichte ungeahnte Höhen. Niemals zuvor hatte er eine solche Anerkennung, eine solche Akzeptanz erfahren. Er begann, sich wichtig vorzukommen.

Als Amateurboxer verlor er nie einen Kampf. Nach einem Jahr bei den „Golden Gloves“ wechselte er ins Profilager. Er gewann fünfzehn Profikämpfe in Folge, einschließlich einer regionalen Meisterschaft im Bantamgewicht,⁵ in welcher Boxer aus drei Bundesstaaten in den Ring stiegen. Mittlerweile glaubte er, er sei unbesiegbar. Dann traf er eines Tages auf einen ebenbürtigen Gegner.

Er sollte gegen Bill Pritchard kämpfen, einem Preiskämpfer aus West Virginia. Der Kampf fand in Evansville, Indiana, statt. Billy Branham fuhr mit seinem Freund Howard McLean, einem Boxer im Weltergewicht,⁶ der ebenfalls an diesem Abend einen Kampf hatte, nach Evansville. Sie aßen um drei Uhr nachmittags und gingen dann in die Arena, sodass sie sich noch ein wenig ausruhen konnten, bevor ihre Hände für den Kampf bandagiert wurden. Billy trug einen blauen Anzug. Er zog einen Kamm aus seiner Tasche und ließ ihn durch sein dichtes, dunkles Haar gleiten.

Howard sah zu seinem Kameraden hinüber und piffte leise: „Weißt du was, Billy, du siehst aus wie ein kleiner Baptistenprediger.“ Billy lief vor Ärger rot an. Er war immer ein wenig empfindlich und in seinen Ohren klang das Wort Prediger genau so schlimm wie „Weichling“. „Moment mal, Howard. Das hättest du besser mit einem Lächeln gesagt ...“ Billy spreizte seine Beine und hob seine Fäuste. Auch wenn Howard 30 Pfund schwerer war als er, war Billy bereit, es mit ihm aufzunehmen. Aber Howard lachte nur und behauptete, es wäre nur ein Scherz gewesen, sodass Billy die Fäuste sinken ließ.

An diesem Abend im Boxring war Billy überrascht von der Stärke und Schnelligkeit seines Gegners. Pritchard schlug mit einer Wut auf ihn ein, der Billy nichts entgegensetzen hatte. Zum ersten Mal in seiner

⁵ Gewichtsklasse zwischen 113 und 118 Pfund

⁶ Gewichtsklasse zwischen 136 und 147 Pfund

Boxkarriere war sich Billy seiner selbst nicht sicher. Zu Anfang des Kampfes, als Billy zum ersten Mal spürte, dass er Probleme bekam, hoffte er noch, dass er Pritchard ein Unentschieden abringen könnte. Aber im Laufe des Kampfes musste Billy wiederholt Schläge einstecken, und er begann, sich zu fragen, ob Pritchard ihn umbringen würde. Gegen Ende des Kampfes, als Billy sich zwischen den Runden auf seinem Hocker ausruhte, sah er zur Decke und betete still: „Oh Gott, wenn Du mich hier lebend rausbringst, verspreche ich Dir, dass ich mit dem Boxen aufhöre.“

Nach diesem Abend stieg Billy nie wieder in den Ring.

EINES TAGES im Herbst des Jahres 1931 reparierte Billy Gasuhren in den Gaswerken von New Albany. Während er die Leitungen nach undichten Stellen überprüfte, atmete er Gasdämpfe ein und fiel besinnungslos zu Boden. Die Nachwirkungen dieses Unfalls machten ihm beständig zu schaffen. Sein Kopf schmerzte und er sah verschwommen; auch hatte er Schwierigkeiten beim Essen. Sein Magen war übersäuert und schmerzte, wann immer er Nahrung aufnahm, und die Verdauungssäfte stiegen in seiner Kehle hoch und brannten in seinem Mund. Sein Arbeitgeber, die Versorgungsbetriebe von Indiana, bezahlte ihm den Besuch bei mehreren Spezialisten in Louisville (Kentucky), doch die Ärzte hatten Schwierigkeiten, die Ursache seines Leidens zu bestimmen. Nach wiederholten Untersuchungen vermuteten sie schließlich eine Blinddarmentzündung. Das überraschte Billy, denn die Schmerzen waren eindeutig in seinem Magen, nicht an der Seite. Doch die Spezialisten überzeugten ihn, dass die Gasvergiftung lediglich die Diagnose erschwert und die Symptome der Blinddarmentzündung verdeckt hätte. Sie bestanden darauf, dass der Blinddarm entzündet sei und entfernt werden müsse.

Widerwillig stimmte Billy der Operation zu, jedoch nur unter der Bedingung, dass es unter örtlicher Betäubung geschehe. Er hatte schreckliche Erinnerungen an die Operation im Alter von 14 Jahren, als seine Beine durch die Schrotkugeln zerschossen gewesen waren. Damals war er beinahe nicht mehr aus der Narkose erwacht, und er konnte niemals das schreckliche Erlebnis vergessen, bei dem er durch die Regionen der verlorenen, umherirrenden Seelen getrieben war – die

Dunkelheit, der Nebel, die Einsamkeit, und diese hässlichen Fratzen! Er wollte diesen Ort niemals wieder sehen.

Nervös und verängstigt wollte Billy, dass während der Operation jemand bei ihm war, der beten konnte, und so bat er den Prediger der örtlichen Baptistengemeinde darum, ihm beizustehen.

Der Blinddarm wurde erfolgreich entfernt, und Billy wurde aus dem Operationsaal gerollt. Während er bei vollem Bewusstsein im Krankenhausbett lag, spürte er, dass sein Puls von Minute zu Minute schwächer wurde. Er versuchte, mit der Krankenschwester Kontakt aufzunehmen, doch seine Stimme war nur noch ein Flüstern und seine Arme zu schwach um sich zu bewegen. Sein Atem wurde flacher, sein Herzschlag immer langsamer, bis das Herz kaum noch schlug. Er dachte: „Ist das der Tod? Verlasse ich diese Welt?“

Das Licht im Raum wurde dunkler, die Wände verschwammen und nahmen die schattigen Umrisse von Bäumen an. Er schien in einem kalten, dunklen Wald zu sein. Irgendwo in der Ferne hörte er den Wind wehen. Das schwache Geräusch nahm langsam an Lautstärke zu und näherte sich ihm. Billy geriet in Panik. „Das war’s! Das ist der Tod, der mich holen kommt!“ Er versuchte zu beten, aber er konnte keine Worte finden. Der Wind kam immer näher, bis die Äste der Bäume um ihn herum von der Kraft des Windes geschüttelt wurden. Dann änderte sich alles: Die dunklen Wälder verschwanden plötzlich und Billy fand sich im Schatten einer riesigen Silberpappel wieder. Es war derselbe Baum, den er gemieden hatte, seit er ihm als Junge so viel Angst eingejagt hatte. Die Luft fühlte sich statisch aufgeladen und niederdrückend an, wie an einem Tag mit einer Luftfeuchtigkeit von 99 Prozent. Das Geräusch der raschelnden Blätter ließ Billy nach oben blicken. Er sah den gleichen Wirbelwind in den oberen Zweigen, hörte die gleiche tiefe Stimme sagen: „*Trinke oder rauche niemals, und beflecke deinen Leib in keiner Weise! Ich rief dich, und du wolltest nicht gehen.*“

Billys Gedanken kehrten zurück zu dem Tag vor so vielen Jahren, an dem diese Stimme gesagt hatte: „*Denn es wird ein Werk für dich zu tun sein, wenn du älter wirst.*“ Nun wiederholte die Stimme ihre Anklage: „*Ich rief dich, und du wolltest nicht gehen.*“

Billy fühlte eine schreckliche Angst in sich aufsteigen. Hatte er den Sinn seines Lebens verfehlt? War es zu spät? Außer sich vor Verzweiflung

sagte er laut: „Wer hat da gerufen? Wer bist du? Und was wolltest du, dass ich tun sollte?“

Die Stimme wiederholte zum dritten Mal: „*Ich rief dich, und du wolltest nicht gehen.*“

Billy schrie auf: „Jesus, wenn Du das bist, lass mich zurück auf die Erde, und ich werde Dein Evangelium von den Hausdächern und an den Straßenecken predigen. Ich werde jedem davon erzählen.“

Und augenblicklich lag Billy wieder in seinem Krankenhausbett. Sein Herzschlag war stark und seine Atemzüge tief. Er würde leben.

Der Chirurg, der an seinem Bett stand, war sichtlich überrascht zu sehen, wie Billys Wangen wieder Farbe bekamen und er seine Kraft so schnell wiedergewann. Er wandte sich an Charles und Ella Branham und bemerkte: „Ich bin kein Kirchgänger. Meine Praxis ist so groß, dass ich dazu gar keine Zeit habe. Aber ich weiß, dass Gott diesen Jungen besucht hat.“

Notgedrungen kehrte Billy zur Arbeit zurück, sobald seine Nähte der Belastung standhalten konnten. Doch bedauerlicherweise hatte die Operation keine der ursprünglichen Symptome behoben. Im Winter 1931/32 verschlechterte sich sein Zustand zusehends. Sein Magen verweigerte fast jegliche Nahrungsaufnahme, sodass er gezwungen war, von Gerstenwasser und Pflaumensaft zu leben – und selbst dies hielt er nur schlecht bei sich. Seine Augen erkrankten an Astigmatismus, sodass er ohne eine dicke Brille nicht mehr sehen konnte. Sobald er die Brille abnahm, zitterte sein Kopf so sehr, dass ein Friseur ihm nicht einmal das Haar schneiden konnte.

Die Spezialisten in Louisville wussten sich keinen Rat. Nach einer Reihe von Untersuchungen sagte ein Arzt: „Herr Branham, ich fürchte, Ihr Zustand ist hoffnungslos. Ihr Magen ist ein einziger großer entzündeter Knoten. Sie werden zeit Lebens eine strenge Diät mit Flüssignahrung einhalten müssen. Vergessen Sie das niemals, denn ein einziger Bissen fester Nahrung wird Sie umbringen.“

Billy kehrte nach Hause zurück, krank und deprimiert. Aber zumindest lebte er. Er war jetzt fest entschlossen, Gott zu finden, damit er sein Versprechen einhalten konnte. Er begann, ernstlich in der Bibel zu lesen. Je mehr er las, desto mehr Zuversicht gewann er. In der Tat: Er konnte sich mit einigen der Begebenheiten, von denen er las, identifizieren – zum

Beispiel mit den Stellen, wo Männer und Frauen die Stimme Gottes direkt zu sich sprechen hörten. Könnte es sein, dass es Gott war, der aus der Pappel mit ihm gesprochen hatte, als er noch ein Junge war? Er hatte es schon immer vermutet, aber er war niemals völlig davon überzeugt, bis er las, wie Gott aus einem Wirbelwind heraus mit Hiob sprach.⁷ Das überzeugte ihn. Dann, als er sich in das Leben Jesu, des Petrus und Paulus vertiefte, brannte Billy Branham vor Aufregung.

Hier fanden sich Erklärungen für diese seltsamen, tranceartigen Zustände, die er selbst erlebt hatte, wo er, obwohl hellwach, sich plötzlich irgendwo anders befand und Dinge beobachtete, die ebenso real waren, wie die Schuhe an seinen Füßen. Die Bibel nannte es Visionen. Vielleicht war sein Leben gar nicht so seltsam. Vielleicht war es nur Gott, der mit ihm verhandelte.

Billy begann, verschiedene Kirchen in seiner Gegend zu besuchen, und fragte, wie er Gott begegnen könne. Aber anstatt eine allgemeine Übereinstimmung und einen klaren Weg zu finden, wurde er mit widersprüchlichen Meinungen konfrontiert, die seine Verwirrung nur vergrößerten. Die Baptistengemeinde wollte, dass er seinen Namen in das Kirchenbuch eintrug, und gaben ihm einen Aufnahmebogen mit. Die Lutheraner wollten, dass er am Konfirmationsunterricht teilnahm. Die Katholiken sagten, er müsse anerkennen, dass der Papst der höchste Vertreter Gottes auf Erden sei, und jeden Sonntag zur Messe gehen. Die Adventisten sagten ihm, dass er den Samstag als Sabbat halten müsse. Jede Kirche dachte, sie hätte im Gegensatz zu allen anderen das Monopol auf die Wahrheit.

Billy wusste nicht, was er tun sollte. Er hatte keine Ahnung, wo er Gott finden konnte. Dann dachte er: „Nun, ich habe Ihn in der Natur gesehen. Ich werde einfach in den Wäldern mit Ihm sprechen.“

Er wanderte zu einem seiner Lieblingsorte für die Jagd, aber auch das half ihm nicht. Er wusste nicht, was er sagen sollte und kam sich albern vor zu reden, obwohl scheinbar keiner da war, um zuzuhören. Dann hatte er einen Einfall. Warum sollte er Gott nicht einen Brief schreiben? Es schien ein guter Plan zu sein, also schrieb er:

⁷ Hiob 38:1 und 40:6

Sehr geehrter Herr,

ich weiß, Sie kommen diesen Weg entlang, weil ich hier sitze und Eichhörnchen jage und weiß, dass Sie hier vorbeikommen. Ich brauche Sie. Würden Sie einmal kommen und mit mir reden? Ich möchte Ihnen etwas mitteilen.

Billy Branham

Er befestigte den Brief an einem Baum und ging nach Hause, in der Absicht, später zurückzukehren, um zu sehen, ob sich etwas Positives aus dem Brief ergeben hätte. Aber am nächsten Tag kamen ihm Zweifel und er dachte: „Einen Augenblick mal. Ich habe niemals jemand hier draußen in den Wäldern gesehen. Und überhaupt, wenn Gott überall ist, sollte ich Ihn in der Stadt genauso gut erreichen können wie auf dem Land. Aber das führt mich zurück zu meinem ursprünglichen Problem. Ich möchte mit Gott reden, aber ich weiß nicht, wie ich das anstellen soll.“

So ging er in den alten Schuppen hinter dem Haus und schloss die Tür. Im Innern des Schuppens tropfte die Feuchtigkeit des Regens der vergangenen Nacht. Billy ignorierte die feuchte Erde und kniete sich neben einen alten Ford Modell T hin. Seine Gedanken konzentrierten sich ganz auf sein Ziel, unbedingt mit seinem Schöpfer zu sprechen. Er murmelte: „Nun, wie soll ich das machen? Ich habe Bilder von betenden Menschen gesehen, und ich glaube, sie halten die Hände so.“ Er legte seine Hände flach vor sich zusammen, in der klassischen Gebetshaltung. „Nun, und was soll ich jetzt sagen? Es muss einen Weg geben, es richtig zu machen, und ich weiß nicht, welchen.“ Er beschloss, dass die einzige Möglichkeit darin bestand, es einfach zu versuchen. „Sehr geehrter Herr, ich wünschte, Sie kämen und sprächen nur einen einzigen Augenblick mit mir. Ich möchte Ihnen sagen, wie schlecht ich bin.“ Er hielt inne, um zu lauschen. Im Schuppen blieb es absolut ruhig. „Vielleicht hätte ich meine Hände so falten sollen.“ Er verschränkte die Finger und versuchte es noch einmal: „Sehr geehrter Herr, ich weiß nicht genau, wie ich es machen soll, aber ich bin sicher, Sie werden das verstehen. Würden Sie mir helfen?“ Er hielt wiederum inne, um zu lauschen – nichts.

Jetzt brach seine Selbstbeherrschung völlig zusammen. Tränen stiegen in seinen Augen auf, als er sagte: „Herr, selbst wenn Sie nicht mit mir sprechen, werde ich dennoch mit Ihnen sprechen. Gott, ich bin zu nichts nütze. Ich schäme mich meiner. Mir tut es leid, dass ich Sie all die Jahre vernachlässigt habe. Aber jetzt brauche ich Sie. Bitte, kommen Sie und sprechen Sie mit mir.“

Plötzlich fühlte sich sein Körper seltsam an. Als er seine Augen öffnete und den Kopf hob, rann ihm ein Angstschauer über den Rücken. Vor ihm schwebte ein strahlendes, bernsteinfarbenes Licht, das ein perfektes Kreuz in der Luft bildete. Aus den Tiefen dieser Kraft kam eine Stimme, die in einer Sprache redete, die Billy bisher noch nie gehört hatte. Dann verschwand es.

Billy blieb auf seinen Knien, atem- und gefühllos, unfähig, sich zu bewegen. Schließlich brachte er genug Kraft auf, um zu sagen: „Herr, ich verstehe Ihre Sprache nicht, doch ich glaube, dass ich irgendwo dort dem Kreuze hinzugerechnet sein sollte ... und meine Sünden sollten darinnen liegen. Wenn Sie auch mir Vergebung schenken, dann kommen Sie noch einmal zurück und sprechen Sie noch einmal in Ihrer Sprache. Selbst wenn Sie meine Sprache nicht sprechen, werde ich es daran erkennen.“

Das Kreuz erschien noch einmal, von Wärme und Licht erstrahlend. Billy schloss seine Augen und streckte seine Arme aus. Er empfand ein eigenartiges Gefühl, als ob warme Regentropfen auf seinen Körper fielen. Mit einem Mal fühlte er sich friedlich und frei, als ob ihm eine Zentnerlast von seinen Schultern genommen wäre. Als er seine Augen öffnete, war das Licht verschwunden.

Mit überströmenden Gefühlen rannte Billy aus dem Schuppen hinaus und stürzte ins Haus. Erschreckt fragte seine Mutter: „Billy, was ist los? Bist du nervös?“

„Nein, Mama. Etwas Wunderbares ist passiert.“

„Was denn?“

„Ich weiß es nicht, aber ich fühle mich so wohl!“

Er stürzte wieder nach draußen und suchte nach einem Ventil für seine Freude. Hinter dem Haus verliefen Eisenbahnschienen. Billy kroch den Eisenbahndamm hinauf und rannte die Schienen entlang, blieb von Zeit zu Zeit stehen und sprang in die Höhe, schlug mit den Fäusten in die

Luft und übte sich im Schattenboxen, um seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Endlich, nach solch langer Zeit, hatte er Gott im Kreuze Jesu Christi gefunden.

Ein paar Tage später sagte Ella: „Billy, ich habe letzte Nacht von dir geträumt. Ich habe gesehen, wie du auf einer weißen Wolke standest und der ganzen Welt gepredigt hast.“

Dies mutete Billy sehr seltsam an, denn seine Mutter träumte fast nie.

Kapitel 10

Die erste Prüfung des Glaubens

1932

IM HERBST des Jahres 1932 las William Branham in einer Seitenstraße in New Albany Stromzähler ab, als ein Auto heranfuhr und direkt hinter seinem Reparatur-Lkw parkte. Die Autotür öffnete sich, und ein schönes Mädchen stieg aus. Ihr schwarzes Haar glänzte im Sonnenlicht, und es schien, als ob ihre dunklen Augen von einem inneren Feuer sprühten. Ein Blick in ihre Richtung, und dahin war Billys Entschluss, für immer Junggeselle zu bleiben.

Das Mädchen strich sich die Falten ihres Kleides glatt, ergriff ein Paket auf dem Autositz und machte Anstalten, davonzugehen. Billy begann zu schwitzen. Wenn er nicht sofort etwas sagte, würde er sie vielleicht nie wieder sehen. Er sprang ins kalte Wasser. „Wie geht’s, schönes Wetter heute, nicht wahr?“

Das Mädchen drehte sich um und lächelte. „Schön? Es ist fantastisch!“ Sie hob ihre Hände und drehte sich im Kreis. „Schauen Sie sich nur die Ahornbäume an, ganz in Orange und Rot. Die sehen absolut atemberaubend aus.“

„Ja, ich denke, sie sind – äh – atemberaubend.“ Und er dachte gleichzeitig, dass sie es war, die so atemberaubend war. „Mein Name ist Billy Branham. Ich arbeite für die Versorgungsbetriebe und habe gerade diese Zähler geprüft.“

Sie streckte ihre Hand aus. „Nett, dich kennen zu lernen, Billy. Ich bin Hope Brumbach. Vielleicht hast du von meinem Vater gehört, Charlie Brumbach? Er ist Werkmeister unten bei der Eisenbahn.“

„Nein, ich glaube nicht, dass ich ihn kenne. Wohnst du hier in der Gegend?“ „In dem Haus dort drüben.“ Sie deutete auf ein Haus oberhalb der Straße.

Billy fand seine Fortschritte beachtlich. Er kannte nicht nur ihren Namen, sondern wusste auch schon, wo sie wohnte. Aber das war noch nicht genug. Er stellte Hope immer weitere Fragen und versuchte, einen Grund zu finden, sie wiederzusehen. Während er so bohrte, erfuhr er, dass sie eine Christin war und die örtliche Missionarische Baptistengemeinde auf der Watt Street in Jeffersonville besuchte. Das war sein „Fuß in der Tür“. „Weißt du, ich bin erst seit ein paar Wochen Christ, und ich gehe zu keiner bestimmten Kirche – vielleicht werde ich diesen Sonntag in deine Gemeinde kommen und sehen, wie es mir gefällt.“

„Ich werde dir einen Platz freihalten“, lächelte sie.

Als Billy am nächsten Sonntag in der Gemeinde erschien, wartete bereits ein freier Platz neben Hope auf ihn. Nach dem Gottesdienst



Hope (Brumbach) Branham

sprach sie noch eine Weile mit ihm, bevor sie nach Hause ging. Mit ihrer Lebendigkeit und Freundlichkeit interessierte ihn diese 19-Jährige wie keine andere Frau, die ihm je begegnet war. Es war etwas Erfrischendes in ihrer Freude und ihrer Unschuld. Wie ein Magnet zog sie ihn wieder und wieder zur Gemeinde auf der Watt Street, bis er zum regelmäßigen Besucher wurde.

Billy gab zu, dass der Grund dafür, dass er diese Baptistengemeinde wählte, einzig und allein die Tatsache war, dass Hope Brumbach dorthin ging. Er entwickelte jedoch schon bald eine tiefe Achtung für den Pastor. Dr. Roy Davis predigte, dass Gott nicht besser war, als Sein Wort, und dass ein Christ nicht besser war, als sein Glaube an das Wort Gottes – eine Aussage, die Billy als absolute Wahrheit empfand. Dr. Davis forderte seine Gemeinde ständig dazu auf, das Wort Gottes von ganzem Herzen zu glauben und das Wort im täglichen Leben umzusetzen. Darüber hinaus schien der Pastor auch das zu leben, was er predigte.

Eines Morgens erzählte Dr. Davis im Gottesdienst, wie er als junger Mann miterlebt hatte, dass ein Ungläubiger durch das Land zog, und in jeder Kirche aufstand und den christlichen Glauben einer ernsthaften Prüfung unterzog. Dr. Davis hörte ihn in einer großen Versammlung in Memphis (Tennessee). Der Mann las aus Markus 16:17-18, wo Jesus sagt: *„Denen aber, die zum Glauben gekommen sind, werden diese Wunderzeichen folgen: In meinem Namen werden sie böse Geister austreiben, in neuen Zungen reden, werden Schlangen aufheben, und wenn sie etwas Todbringendes trinken, wird es ihnen nicht schaden; Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden gesund werden.“* Dann setzte der Ungläubige eine Flasche mit Schwefelsäure auf das Podium und forderte das Publikum heraus. „Und von allen hier, die angeblich Christen sind, hat Jesus gesagt, dass, wenn ihr glaubt, ihr etwas Tödliches trinken könnt, und es wird euch nicht schaden. Nun, wenn dies das Wort Gottes ist, dann trinkt diese Schwefelsäure.“ Er wiederholte diese Herausforderung mehrmals, kritisierte die Christen ob ihres mangelnden Glaubens und spottete über die Idee eines Gottes an sich.

Der junge Dr. Davis sagte zu einem alten Methodisten-Bischof, der neben ihm saß: „Wenn dieser Ungläubige die Herausforderung noch ein einziges Mal wiederholt, dann werde ich raufgehen und es trinken.“

Der Bischof versuchte, ihn davon abzubringen. „Bei diesem Mann sind nur die Sicherungen durchgebrannt. Lass ihn in Ruhe, mein Sohn. Die Bibel sagt: ‚Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen‘.“

Aber Davis war wild entschlossen. „Nein, ich werde ihn nicht in Ruhe lassen. Und wenn ich auf der Stelle tot umfiele: *Ich* werde in den Himmel eingehen, Gottes Wort glaubend.“

Der Ungläubige lachte, als die Christen in ihren Sitzen hin und her rutschten. „Was ist los mit euch Kerlen dahinten, die ihr glaubt, Gott sei real? Stellt euch diesem Test.“

Dr. Davis ging zum Podium hinauf, drehte sich um und sprach zu dem Publikum von ungefähr 3.000 Menschen. „Ich bin 25 Jahre alt. Ich bin ein Prediger des Evangeliums. Ich weiß, dass mein Gott in der Lage ist, mich vor dieser Schwefelsäure zu retten, aber selbst wenn er es nicht tut, werde ich diesen Ungläubigen doch nicht hier stehen und Gottes Wort in Frage stellen lassen.“ Er griff nach der Schwefelsäure und trank die Flasche leer, ohne die geringste Wirkung zu spüren. Dann predigte er das Evangelium mit solcher Überzeugung, sodass 1.500 Menschen ihr Leben Jesus Christus neu weihten.

Während Billy diese Geschichte hörte, dachte er, dass der Methodisten-Bischof mehr Verstand gezeigt hatte als der junge Dr. Davis. Warum sollte irgendjemand Gott beweisen müssen? Hatte Jesus nicht über die ungläubigen Pharisäer gesagt: „Lasst sie in Ruhe! Wenn ein Blinder einen Blinden führt, dann fallen sie beide in die Grube.“ Aber selbst, wenn Billy Dr. Davis' Vorgehen nicht billigte, bewunderte er dennoch den Glauben des Pastors.

Die Begegnung mit einem Mann von so tiefer Überzeugung inspirierte Billy, dem Wort Gottes größte Aufmerksamkeit zu schenken. Der erste Chorus, den Billy im Gottesdienst lernte, lautete: „Zu sein wie Jesus, zu sein wie Jesus, auf Erden verlangt es mich, zu sein wie Er. Auf meiner Lebensreise von der Erd' bis in die Herrlichkeit erbitt' ich nur zu sein wie Er.“ Das wurde Billy zu einem beständigen Herzensgebet: „Jesus, hilf mir, zu sein wie Du.“ Nachdem Billy das Neue Testament zum zweiten Mal gelesen hatte, erkannte er, dass er sich taufen lassen musste. Er las in Matthäus 28:19-20, wo Jesus Petrus und den anderen Jüngern befahl: *„Darum gehet hin und macht alle Völker zu meinen Jüngern: Tauft sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes und*

lehrt sie alles halten, was ich euch geboten habe.“ Dann las er in der Apostelgeschichte 2:38, wo Petrus einige Wochen später den Menschen gebot: *„Und lasst euch ein jeder auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung eurer Sünden taufen.“* Billy war der Ansicht, dass wenn es jemand gab, der wusste was Jesus gemeint hatte, als Er Seinen großen Missionsbefehl gab, so waren es Petrus und der Rest der Jünger. Also bat Billy Dr. Davis darum, ihn genau so zu taufen, wie die Apostel in der Apostelgeschichte getauft hatten. Auch wenn dies im Gegensatz zur Lehre der Baptistengemeinde stand, kam Dr. Davis dieser Bitte nach, und Billy wurde auf den Namen des Herrn Jesus Christus getauft.

Monate waren vergangen seit seinem Unfall bei den New Albany Gaswerken. Billys Gesundheitszustand hatte sich aber nicht verbessert, sondern war im Gegenteil immer schlechter geworden. Jetzt zitterte sein Kopf selbst dann, wenn er seine dicke Brille trug – ohne diese war er fast blind. Sein Magen schmerzte fast ständig, trotz der strengen Gerstenwasser- und Pflaumensaft-Diät. Und was besonders alarmierend war: Er konnte fühlen, wie seine Energie und seine Kraft aufgrund seiner unausgewogenen Ernährung langsam dahinschwanden.

Aber jetzt hatte er eine neue Medizin: Den Glauben. Er las die Stelle, an der Jesus sagt: *„Und alles, um was ihr im Gebet bittet, werdet ihr empfangen, wenn ihr Glauben habt.“*⁸ Dann las er in Jakobus 5:14-15: *„Ist jemand unter euch krank, so lasse er die Ältesten der Gemeinde zu sich kommen; diese sollen dann über ihm beten, nachdem sie ihn im Namen des Herrn mit Öl gesalbt haben; alsdann wird das gläubige Gebet den Kranken retten, und der Herr wird ihn aufrichten.“* Das war seine Antwort. Sofort nachdem er das gelesen hatte, lief Billy zu Dr. Davis' Haus und bat den Ältesten, ihn mit Öl zu salben und für ihn zu beten. Dann ging er jubelnd nach Hause und nahm seine Heilung in Anspruch.

An diesem Abend legte Billy beim Essen die Bibel auf den Tisch, verkündete seine Heilung und erklärte, dass er von nun an essen werde wie alle anderen.

Seine Mutter war darüber völlig entsetzt und warnte: „Billy, mir macht es nichts aus, wenn du religiös geworden bist, aber du weißt doch, was der

⁸ Matthäus 21:22

Arzt gesagt hat: Ein Bissen fester Nahrung wird dich das Leben kosten.“ Billy antwortete: „Ich weiß auch, was Gott gesagt hat, und Er sagt, ich bin geheilt! Können wir beten?“ Nie zuvor war am Tisch der Branhams ein Gebet gesprochen worden. Charles wusste nicht, was er tun sollte und rutschte nur auf seinem Stuhl hin und her. Ella bedachte ihren Sohn mit einem hilflosen, sorgenvollen Blick, dann brach sie in Tränen aus. Billy senkte den Kopf und betete: „Gott, falls ich sterbe, komme ich nach Hause, Dir vertrauend. Dein Wort sagt: Ich bin geheilt. Ich muss entweder beachten, was der Arzt gesagt hat, oder was Du gesagt hast. Ich habe dem Wort des Arztes ein Jahr lang geglaubt, und mir geht es nicht besser, ganz im Gegenteil. Ich werde die Worte des Arztes nicht mehr befolgen. Ich werde jetzt das beachten, was Du gesagt hast. Bitte segne uns diese Speise. Ich bitte darum im Namen Deines Sohnes, Jesus Christus. Amen.“

Billy schob sein Glas Pflaumensaft zur Seite und nahm sich Bohnen, Zwiebeln und Maisbrot. Sobald der erste Bissen seinen Magen erreichte, kam er wieder hoch. Er hielt seine Hand auf die Lippen gepresst, um alles im Mund zu behalten und schluckte es dann wieder herunter. Sofort kam es wieder hoch. Er schluckte es noch einmal hinunter. Immer und immer wieder protestierte sein Magen gegen die ungewohnte feste Nahrung. Er musste würgen, weil Magensäure hochkam und seine Kehle und den Mund füllten. Aber Billy weigerte sich, seinem Magen Beachtung zu schenken. Er konzentrierte seine Gedanken darauf, was Gott darüber gesagt hatte, und nicht darauf, was er fühlte; und er schluckte den gleichen Bissen Bohnen immer wieder hinunter, bis er schließlich unten blieb. Dann aß er von den Zwiebeln.

Nach dem Essen schloss sich Billy in seinem Zimmer ein. Sein Magen schmerzte derart, dass ihm die Tränen in die Augen stiegen. In regelmäßigen Abständen musste er aufstoßen, und Magensäure kam hoch. Schwach sang er einen einfachen Chorus, den er in der Gemeinde gelernt hatte: „Ich kann, ich will, ich glaube; ich kann, ich will, ich glaube; ich kann, ich will, ich glaube, dass Jesus mich jetzt heilt.“ Er brach auf seinem Bett zusammen. Fast flüsternd, sagte er: „Herr, ich nehme Dich bei Deinem Wort.“

Seine Mutter klopfte: „Wie fühlst du dich, Billy?“
„Mir geht es gut.“

„Ich habe den Arzt angerufen. Er sagt, du wirst sterben.“

Billy schluckte die Magensäure in seinem Mund herunter. „Ich werde nicht sterben, Mama. Ich fühle mich wunderbar“ – dabei meinte er nicht das Empfinden seines Körpers, sondern sprach von seinem Gefühl der Verheißung Gottes gegenüber.

Am nächsten Morgen stand der Topf mit Bohnen immer noch auf dem Ofen. Ella drehte sich um, als ihr Sohn in die Küche kam. „Was möchtest du zum Frühstück, Billy?“

„Ich möchte etwas Bohnen und Maisbrot.“

Tage vergingen, und er litt noch immer. Jede Mahlzeit war ein physischer Kampf: Sein Magen rebellierte mit saurem Protest und ihm war schwindelig. Aber was den Bereich seines Glaubens betraf, kämpfte und schwankte er nicht. Er wiederholte immer wieder die Worte Jesu: „*Wenn du glauben kannst, alles ist möglich, dem der da glaubt.*“⁹ Das war sein Anker, und trotz aller gegenteiligen Symptome bezeugte er immer wieder, dass Jesus Christus ihn geheilt hat.

Er las auch die Ermahnung des Apostel Paulus: „*Bleibt niemand etwas schuldig, außer dass ihr einander liebt.*“¹⁰ Bei diesen Worten brannte ein Gefühl der Schuld in seinem Herzen. Gegenwärtig hatte er Schulden in Höhe von 2000 Dollar für Arztrechnungen, die während seiner Operation angefallen waren. Nachdem er darüber gebetet hatte, wurde ihm klar, dass Gott den Christen nicht verbot, Schulden zu machen, sondern dass Gott ihnen sagte, die Schulden so bald wie möglich zurückzuzahlen und nicht unnötig lange stehen zu lassen. Billy schuldete dem Apotheker Herrn Mason 300 Dollar, einem mitfühlenden Mann, der Billy niemals seine Medizin verweigert hatte, auch wenn er wusste, wie arm die Branhams waren.

Billy ging zur Apotheke und sagte: „Herr Mason, ich schulde Ihnen Geld, und ich werde die Schulden zurückzahlen. Ich bin immer noch schrecklich schwach von der Operation, aber ich versuche zu arbeiten. Ich habe Arbeit bei den Versorgungsbetrieben von Indiana, und ich verdiene 20 Cent pro Stunde. Von diesem Geld werde ich versuchen, ihnen mit jeder Lohnabrechnung etwas zurückzuzahlen. Ich bin jetzt

⁹ Markus 9:23

¹⁰ Römer 13:8

Christ, und meine erste Pflicht besteht Gott gegenüber. Ich schulde Ihm zuerst meinen Zehnten. Danach besteht meine Pflicht darin, meine Schulden zurückzuzahlen. Ich habe im Augenblick nicht viel Geld – mein Vater ist kränklich und ich unterstütze meine Mutter, sieben Brüder und eine Schwester. Aber ich werde versuchen, mindestens 25 Cent an jedem Zahltag zurückzuzahlen. Und wenn ich nicht einmal die 25 Cent bezahlen kann, werde ich vorbeikommen und es Ihnen sagen.“

Aus Tagen wurden Wochen und Billy litt noch immer. Aber während der folgenden Monate verbesserte sich sein Zustand Schritt für Schritt, bis er schließlich alles ohne Schwierigkeiten essen konnte. Sein Augenleiden – Astigmatismus – verbesserte sich ebenfalls, bis er keine Brille mehr benötigte. Als er dann abschließend seine Augen überprüfen ließ, bescheinigte man ihm perfekte Sehkraft auf beiden Augen. Er sprudelte über vor Glück, und sein Vertrauen in die Verheißungen Gottes schwang sich empor in neue Höhen.

Kapitel 11

Einem übernatürlichen Evangelium geweiht

1932

WILLIAM BRANHAM und Dr. Roy Davis empfanden Hochachtung füreinander – Billy fühlte sich durch das Beispiel des Glaubens, das der ältere Mann ihm gab, inspiriert, und Dr. Davis war ebenso beeindruckt von dem Eifer des jüngeren Mannes. Es dauerte nicht lange, bis der Pastor einen Vorschlag machte: Vielleicht sollte Billy sich überlegen, in den Predigtendienst einzusteigen. Dr. Davis war durch seine Inland-Organisation befugt, „Mitarbeiter-Lizenzen“ an vielversprechende Personen auszustellen, die dadurch im Grunde ohne jegliche formelle Ausbildung zu anerkannten Predigern der Missionarischen Baptistengemeinde wurden. Billy hatte sein Versprechen nicht vergessen: Als er vor einem Jahr dem Tode nahe gewesen war, hatte er dem Herrn versprochen, das Evangelium an den Straßenecken und von den Hausdächern zu predigen, wenn er eine weitere Chance zu leben bekäme. Er frohlockte, nun dazu die Möglichkeit zu erhalten.

So ordinierte Dr. Roy Davis kurz vor Weihnachten des Jahres 1932 William Marrion Branham zum Prediger des Evangeliums von Jesus Christus gemäß den Satzungen und Vorschriften der Missionarischen Baptistengemeinde. Bill war 23 Jahre alt.

Ein paar Tage später führte Bill in New Albany die Aufgabe aus, die er am wenigsten von allen mochte: Er kappte die Versorgungsleitungen von Leuten, die ihre Wasser-, Gas- oder Stromrechnungen nicht mehr bezahlen konnten. Er klopfte an eine Tür, um die Bewohner zu informieren, dass er ihnen das Licht habe abschalten müssen. Die Frau, die ihm die Tür öffnete, begann, ihn unbarmherzig zu verfluchen.

Bei der ersten Gelegenheit sagte Bill: „Gute Frau, Sie sollten nicht fluchen. Haben Sie denn keine Gottesfurcht?“

„Du kleiner lausköpfiger Idiot“, schimpfte die Frau, „wenn ich wollte, dass irgendjemand mit mir über Gott spricht, dann würde ich nicht einen Schwachsinnigen wie dich wählen. Deine Mutter ist wohl ...“ und hier begann sie mit einer sehr groben, boshaften Beschreibung seiner Mutter und ihrer Ahnen.

Bill hatte immer gesagt: „Ein Mann, der eine Frau schlägt, ist nicht Manns genug, um einen Mann zu schlagen“, aber bei dieser Frau, die in so schändlicher Weise Dreck auf den guten Charakter seiner Mutter warf, hätte er seine Regel noch vor einem Jahr gebrochen. Zumindest hätte er vor Ärger geschäumt und zurückgeschrien. Aber jetzt machten ihm ihre Beleidigungen nichts aus. Wie Wasser, das von Stiefeln abperlt, die mit Waschbärfett eingeschmiert worden waren, konnten ihre Beschimpfungen dem Frieden seiner Seele nichts anhaben. Höflich sagte er: „Ich werde für Sie beten“ und ging davon. Bill wusste in diesem Augenblick, dass die Veränderung seines Innersten sowohl echt, als auch dauerhaft war.

Sein nächster Arbeitsauftrag lautete, die Versorgung in einem Haus abzuschalten, dessen Bewohner ausgezogen waren. Da das Gebäude leer war und die Tür offen stand, schlüpfte Bill hinein, um zu beten und dem Herrn zu danken. Er kniete sich auf den nackten Boden und faltete die Hände, hatte aber noch nicht die Augen geschlossen, als das Zimmer sich plötzlich veränderte. Die Tapeten an den Wänden waren plötzlich nicht mehr grell gestreift; jetzt waren sie ganz weiß. Und das Zimmer war nicht mehr leer. Bill starrte auf einen alten, farbigen Mann mit weißem Haar und weißem Schnurrbart, der anscheinend in einem Krankenhausbett lag. Der Mann sah aus, als hätte er einen schweren Unfall gehabt – Arme, Beine und Brust waren in dicken Verbänden. Auf der Seite des Bettes, die Bill am nächsten war, stand eine ältere, farbige Dame. (Vielleicht die Ehefrau des Mannes, denn sie war anscheinend in dessen Alter.)

Bill sah aus den Augenwinkeln heraus eine Bewegung. Er drehte sich um und sah, wie ein junger, weißer Mann und eine Frau das Zimmer betraten und auf der anderen Seite des Bettes stehenblieben. Ihre Köpfe waren gesenkt, aber über diese Traurigkeit hinaus konnte Bill nicht erraten, welche Verbindung zwischen ihnen und dem so stark bandagierten Mann bestand. Dann kamen zwei weitere Personen in das Zimmer, zwei junge Männer. Sie standen dem Bett gegenüber, sodass

Bill ihre Gesichter nicht sehen konnte. Diese beiden Männer wirkten sehr vertraut, als ob Bill sie selbst von hinten erkennen müsse. Ja doch, er erkannte einen von ihnen. Es war sein Freund George DeArk, den er vor nur wenigen Wochen zum Herrn geführt hatte. Und der andere? Er strengte sich an, um den anderen ebenfalls zuzuordnen. Wen kannte er, der eine ansehnliche Pracht gewellter schwarzer Haare besaß? Genau in dem Augenblick drehte sich der Mann um, um mit der alten Frau an seiner Seite zu sprechen. Bill zuckte vor Überraschung zusammen. Er beobachtete sich selbst!

Bill sah, wie er sich über das Bett beugte und für den farbigen Patienten betete. Augenblicklich setzte sich der Mann in seinem Bett auf und begann, seine Verbände abzunehmen. Dann wurde Bills Sicht auf das Bett von einer Reihe von Schwestern und Ärzten verdeckt, die in das Krankenzimmer stürmten. Das Spektakel verblasste und Bill fand sich an einem anderen Ort wieder. Jetzt stand er vor dem Krankenhaus. Er beobachtete, wie sich die Eingangstür öffnete und der alte Mann heraus kam und die Stufen hinunter schritt, als ob er niemals auch nur im Geringsten verletzt gewesen wäre. Die Verbände waren weg, und er trug nun einen braunen Mantel und einen Zylinderhut. Die Szene endete abrupt, und Bill fand sich selbst wieder, wie er auf dem nackten Boden eines leerstehenden Hauses kniete, dessen Wände mit gestreifter Tapete bedeckt waren.

Was war passiert? Wo war er gewesen? Er hatte sich nicht einen Zentimeter von der Stelle wegbewegt, an der er gekniet hatte und trotzdem war er irgendwie in einem Krankenhaus gewesen und hatte ein unvorstellbares Schauspiel beobachtet. Wie? Es konnte kein Traum gewesen sein. Er war hellwach. Und die Handlungen um ihn herum im Krankenhaus hatten so real ausgesehen, wie seine eigenen Hände, die er zum Gebet gefaltet vor seinem Herzen gehalten hatte.

Obwohl er nicht verstand, was das alles zu bedeuten hatte, brannte Bill darauf, diese Vision dem Erstbesten mitzuteilen, der offene Ohren für so etwas hatte. Dieser jemand war John Potts, ein Christ, der an der Rezeption des Versorgungsbetriebes saß. Es war schon fast Feierabend. Herr Potts sagte nicht viel, während Bill seine Geschichte erzählte, er gab nur gelegentlich ein „Mmmm ... wirklich ... ja, das ist aber interessant“ von sich.

Am nächsten Morgen nahm ihn Herr Potts beiseite, als er zur Tür hereinkam. „Sag mal, Bill, noch mal zu dem Traum, den du gestern Nachmittag hattest –“

„Herr Potts, das war kein Traum. Ich war genauso hellwach wie jetzt. Ich weiß nicht genau, was es war – vielleicht eine Art Trance, nehme ich an.“

„Okay, wenn du das sagst. Aber wie dem auch sei – ich weiß vielleicht, was es bedeutet. Gestern Abend habe ich einen Freund im Katholischen Krankenhaus von New Albany besucht. Einer der Patienten dort entspricht der Beschreibung des Mannes in deiner – äh – Trance. Sein Name ist William Merrill. Er ist ein Farbiger, ungefähr 65 Jahre alt und befindet sich in einem sehr kritischen Zustand. Ich habe gestern Abend ein wenig mit ihm gesprochen. Es scheint, als besitze er einen Wagen mit zwei Pferden und lebe davon, Müll in den Straßen von New Albany zu sammeln. Vor zwei Tagen nun waren ein junger Mann und ein Mädchen mit überhöhter Geschwindigkeit im Auto unterwegs, haben in einer Kurve die Kontrolle über ihr Fahrzeug verloren und sind in seinen Wagen gerast. Dabei wurden seine Arme, seine Beine und sein Rücken gebrochen. Ich habe ihm von dir und deiner Trance erzählt. Er wurde sehr aufgeregt und flehte mich an, dich zu bitten, zu ihm zu kommen und für ihn zu beten.“

„Ich frage mich, ob das der Mann ist, den ich gesehen habe.“

Den ganzen Tag über fragte sich Bill, was passieren würde, wenn er tatsächlich für einen Mann beten würde, der in einem so schlimmen Zustand war, wie das bei Herrn Merrill ganz offensichtlich der Fall war. Der Gedanke machte Bill nervös. Würde der Mann sich tatsächlich in seinem Bett aufsetzen und beginnen, seine Verbände abzunehmen? Dann dachte Bill an Dr. Davis' Predigten, in denen dieser die Christen stets mit Nachdruck aufgefordert hatte, an die übernatürliche Kraft Gottes zu glauben, die Wunder vollbringt. Als der Feierabend kam, fühlte er sich bereit. Er machte seinen Freund George DeArk ausfindig und lud die ganze fantastische Geschichte bei ihm ab.

George sagte: „Sicher, Billy. Ich komme mit um für den Mann zu beten.“

Als die beiden die Stufen zum Krankenhaus hinaufstiegen, erklärte Bill: „Bruder George, diese seltsamen Dinge, die mir widerfahren, verstehe ich selber nicht. Aber ich weiß, dass ich nicht für den alten Mann beten kann,

bevor nicht die beiden Weißen im Zimmer sind und auf der anderen Seite des Bettes stehen, denn ich muss alles genau so tun, wie es mir gezeigt worden ist. Ich weiß also nicht, ob es heute Abend geschehen wird. Aber warte nur ab, dieser Mann wird geheilt werden.“

Drinnen fragte Bill nach Herrn Merrill und wurde zu seinem Zimmer gebracht. Nach dem ersten Blick auf den im Bett liegenden Mann wusste Bill, dass er am richtigen Ort war. Dies war genau der Mann, den er gestern gesehen hatte. „Guten Abend, mein Herr. Ich bin Billy Branham. Gestern war ein Mann hier, der mir von Ihnen erzählt hat.“

Der ältere Mann regte sich voller Eifer. „Oh, Sie sind der Junge, der für mich beten wird, dass ich geheilt werde!“

Seine Frau, die neben seinem Bett stand, runzelte die Stirn und begann mit einer Standpauke: „Junger Mann, ich glaube, Sie verstehen nicht, in welchem ernstesten Zustand mein Mann ist. Er hat nicht nur 40° Fieber, sondern die Röntgenaufnahmen zeigen, dass einige seiner gebrochenen Rippen direkt gegen seine Lungen gedrückt werden. Wenn er sich auch nur ein paar Zentimeter falsch bewegt, könnten die spitzen Enden seine Lunge verletzen – oder noch schlimmer, eine Arterie durchtrennen, und er würde verbluten. Ich glaube wirklich nicht, dass sie hierher kommen und ihn so aufregen sollten.“

Herr Merrill sah das jedoch anders. „Lass uns doch zumindest anhören, was der Junge zu sagen hat.“

Bill erzählte noch einmal sein Erlebnis vom Vortag. Gerade als er fertig war, betraten ein junger Mann und eine junge Frau das Zimmer. Herr Merrill stellte sie als die Unfallbeteiligten vor, deren Auto in seinen Wagen gekracht war. Ihnen tat der Unfall leid und sie schienen sich echte Sorgen um das Wohlergehen des Mannes zu machen. Mit ernstesten, traurigen Gesichtern gingen sie an der Wandseite um das Bett herum.

Das war Bills Stichwort. Er lehnte sich über das Bett und hatte gerade angefangen zu beten, als Herr Merrill „Ich bin geheilt!“ rief und sich abrupt in seinem Bett aufsetzte. Seine Frau kreischte: „William, nein!“, während sie versuchte, ihn zurück auf die Matratze zu drücken. Ein Praktikant eilte ins Zimmer. Er versuchte ebenfalls, Herrn Merrill wieder hinzulegen, aber dem alten Herrn gelang es, sich irgendwie aus dem Bett zu winden, während er die ganze Zeit schrie: „Ich bin geheilt! Ich bin geheilt!“

Schwestern und Ärzte rannten herbei. Eine der katholischen Schwestern stürzte ins Zimmer und sagte zu Bill und George: „Sie beide müssen jetzt gehen. Wir können es nicht zulassen, dass sie den Mann so aufregen. Er ist schwer krank!“

Als Bill und George gingen, kämpfte Herr Merrill sich gerade in seine Kleidung, während mehrere Ärzte versuchten, ihn dazu zu bewegen, wieder ins Bett zu gehen. Draußen angelangt, blieb Bill am Fuße der Treppe zum Krankenhaus stehen und sagte zu George: „Lass uns hier warten. Und gib acht: Er wird einen braunen Mantel und einen Zylinderhut tragen und er wird in wenigen Augenblicken diese Treppe herunterkommen.“

Einige Minuten vergingen ... und dann kam er gemeinsam mit seiner Frau und ging die Stufen so lebhaft hinunter, als ob er einfach nur Besucher und nicht etwa Patient im Krankenhaus gewesen sei. Er trug einen braunen Mantel und einen Zylinderhut, genau so, wie Bill es vorhergesagt hatte.

George fragte den älteren Mann: „Wie sind Sie all diese Ärzte losgeworden?“

Herr Merrill grinste unter seinem weißen Schnurrbart: „Sie haben meine Temperatur gemessen, und ich hatte kein Fieber mehr. Da haben sie mich gehen lassen.“

AM NÄCHSTEN MORGEN stand Bill bei Tagesanbruch auf. Als er im Halbdunkel nach seinen Kleidern suchte, war der Raum plötzlich von Tageslicht durchflutet, als hätte jemand das Licht angeschaltet. Es wurde Bill augenblicklich klar, dass er sich nicht mehr in seinem eigenen Haus befand. Das Zimmer, in dem er sich wiederfand, war größer als sein Schlafzimmer. Es sah aus wie ein Wohnzimmer – mit einem Sofa, einem Klubsessel, einer Ottomane, Tischchen und Lampen – mit der Ausnahme, dass in einer Ecke ein hohes Bett aufgebaut war. Auf diesem Bett lag eine Frau mittleren Alters, die furchtbar verkrüppelt war. Bill beobachtete voller Erstaunen, wie die verdrehten Gliedmaßen dieser Frau gerade und normal wurden. Die Frau stieg aus dem Bett und ging genau auf ihn zu, sodass Bill sich ihr Gesicht gut ansehen konnte. Dann befand er sich wieder im Halbdunkel seines eigenen Zimmers.

Bill saß lange auf der Kante seines Bettes und versuchte, Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Offensichtlich wollte der Herr Jesus noch jemanden befreien. Aber wen? Und wann? Er dachte bei sich: „Nun, ich werde wahrscheinlich noch heute erfahren, wo sie ist.“

An diesem Tag brachte ihn seine Arbeit zur 2223 East Oak Straße in New Albany. Eine Familie war aus einer Doppelhaushälfte ausgezogen, und Bill musste nur für diese Seite das Wasser abstellen. Es war jedoch an dem Schaltkasten nicht klar ersichtlich, welche Uhr welcher Seite galt. Er schloss das Ventil an einer der Hauptuhren und ging sodann zur bewohnten Hälfte des Hauses, um zu prüfen, ob er die richtige Uhr gewählt hatte.

Ein ärmlich gekleidetes, attraktives, junges Mädchen antwortete auf sein Klopfen hin, „Was möchten Sie?“

„Ich arbeite für die Versorgungsbetriebe. Würden Sie bitte einmal Ihren Wasserhahn ausprobieren, um zu sehen, ob das Wasser abgestellt ist?“

„Natürlich.“ Das Mädchen ging um eine Ecke herum in die Küche.

Als Bill im Eingang stand, konnte er sehen, dass im Wohnzimmer eine Frau in einem Krankenhausbett lag. Ihr Körper war so extrem verrenkt, dass sie aussah, wie eine verdorrte Spinne. Das Bett stand zur Tür hin und das Kopfende war hochgestellt, sodass Bill ihr Gesicht deutlich sehen konnte. Sein Herz schlug vor Aufregung. Dies war die verkrüppelte Frau, die er heute Morgen in einer Vision gesehen hatte. Sie las in einem schwarz-eingebundenen Buch. Eine Zeitung lag verstreut auf dem Boden neben ihrem Bett.

„Guten Tag. Mein Name ist Billy Branham.“

„Hallo. Ich heiße Mary Der Ohanion. Meine Tochter hier heißt Dorothy.“

Dorothy kam in das Zimmer zurück und sagte: „Nein, das Wasser ist noch da.“

„Dann werde ich die richtige Hauptuhr abgestellt haben, danke, dass Sie nachgesehen haben.“ Aber er ging nicht. Irgendwie musste er mit der verkrüppelten Frau ins Gespräch kommen. „Was lesen Sie da gerade?“

„Eine armenische Bibel“, antwortete sie.

Er forderte sie heraus: „Glauben Sie?“

Frau Der Ohanion legte das Buch in ihren Schoß. „Dorothy ist 17 Jahre alt. Seit ihrer Geburt liege ich verkrüppelt im Bett. Aber heute Morgen

habe ich in der Zeitung über einen Mann gelesen, der im Katholischen Krankenhaus geheilt wurde, und ich sagte mir: ‚Dann gibt es auch Hoffnung für mich‘ – Moment, sagten Sie, dass Ihr Name Branham sei?“ Sie nahm ihre Lesebrille zur Hand und starrte auf den jungen Mann, der im Eingang ihres Wohnzimmers stand. Ihr Ausdruck änderte sich, als sie diesen jungen Mann von den städtischen Werken mit dem gesichtslosen Branham des Zeitungsartikels in Verbindung brachte. „Sind Sie der Mann Gottes, der gestern Abend den farbigen Mann geheilt hat?“

„Nein, ich bin kein Heiler. Mir wurde gezeigt, dass ich für diesen Mann beten sollte. Der Herr Jesus ist der Heiler, nicht ich.“

Die Frau nickte. „Seitdem ich von diesem Wunder gelesen habe, habe ich Gott um ein Wunder in meinem eigenen Leben gebeten. Würden Sie für mich beten?“

Bill sah die Frau an, deren verdrehte Glieder nun 17 Jahre lang dem Muskelschwund ausgesetzt gewesen waren und sagte vorsichtig: „Ich werde darüber beten, und dann zurückkommen.“

Er fand einen Ort, an dem er mit Gott allein sein konnte und betete, bis sein Mut der Vision entsprach. Dann fuhr er hinüber zum Haus von George DeArk. „Bruder George, ich habe die Frau getroffen, von der ich dir heute Morgen erzählt habe. Ich weiß, es ist dieselbe Frau. Komm mit.“

Die zwei betraten das Doppelhaus und standen an Frau Der Ohanions Bett. Während sich die Frau ihre armenische Bibel ans Herz drückte, versteckten sich Dorothy und ihr achtjähriger Bruder hinter dem Weihnachtsbaum auf der anderen Seite des Wohnzimmers. Sie kicherten und machten sich über die ganze Sache lustig – zu denken, dass ihre Mutter nach 17 Jahren aus dem Bett aufstehen würde: Was für ein Witz!

Bill ignorierte die Kinder. „Frau Der Ohanion, der Herr Jesus wird Sie heilen.“ Bill und George knieten sich nieder und begannen zu beten. Augenlider, selbst wenn sie geschlossen sind, lassen das Licht zu den Pupillen durchdringen, und durch seine Augenlider hindurch sah Bill, wie ein Licht über Frau Der Ohanion erschien. Er öffnete die Augen in Erwartung, elektrisches Licht zu sehen. Statt dessen sah er einen bernsteinfarbenen Feuerring über ihrem Bett kreisen. Ehrfurcht

erfasste ihn – eine atemberaubende Angst, in die sich tastende Neugierde mischte. Das musste das gleiche Licht sein, das ein Kreuz in der Luft geformt hatte, als er in dem Schuppen hinter seinem Haus gebetet hatte. Inspiriert ergriff Bill die Hand der verkrüppelten Frau und sagte: „Frau Der Ohanion, der Herr Jesus hat mir heute Morgen gesagt, dass Sie gesund werden würden. Stehen Sie auf und gehen Sie umher im Namen Jesu Christi.“

Sie warf die Decken beiseite und schob sich mit Hilfe ihrer verdorrten Arme und Beine zentimeterweise zur Bettkante. Bill hatte ein kurzes Gefühl des Zweifels, dachte, wenn er sie aus dem Bett fallen ließe, würde sie sich beim Aufprall auf den Boden das Genick brechen. Dann dachte er an die Vision von William Merrill – wie vollkommen diese gewesen war, wie fehlerlos – und seine Zuversicht kehrte zurück.

Sobald Frau Der Ohanion begann, über die Bettkante zu rutschen, wurden ihre Beine vor aller Augen gerade. Dorothy schrie schrill wie eine Verrückte auf, zog an ihren Haaren und stürzte zur Eingangstür hinaus, immer noch aus Leibeskräften schreiend. Nachbarn kamen aus allen Richtungen herbeigerannt, versperrten die Tür, starrten ungläubig herein und beobachteten, wie ihre Nachbarin, Mary Der Ohanion, zum ersten Mal seit 17 Jahren in ihrem Wohnzimmer umherging, zwei gesunde Arme über dem Kopfe erhoben, und dem Herrn Jesus Christus in ihrer armenischen Muttersprache dankte.

Bill ging aufgeregt und voller Freude über diese wunderbaren Visionen, die solchen Wundern vorangingen, nach Hause. Aber schon bald sollte seine Begeisterung gedämpft werden, seine Freude sich in Angst wandeln: Seine nächste Vision würde völlig anders sein. Und wenn er diese Vision seinem Pastor beschreiben würde, würde Bill von der Antwort des Pastors verwirrt sein. Jahre der Ungewissheit würden für ihn beginnen und ihn schließlich dahin führen, das Geheimnis zu begreifen das hinter seinem eigenartigen Leben stand – ein Geheimnis, das dann den größten Glaubensheilungsdienst hervorbringen würde, den die Welt jemals gesehen hat.

Erläuterungen des Autors

DIE FOLGENDEN PERSÖNLICHEN ERKLÄRUNGEN richten sich an diejenigen Leser, die wissen möchten, wie genau der Text die tatsächlichen Gegebenheiten beschreibt.

Ich habe Kapitel eins im ersten Buch absichtlich ein wenig dramatisiert, damit diejenigen, die niemals zuvor von William Branham gehört haben, sofort in die Geschichte hineingezogen würden. Die in Kapitel eins beschriebenen Gespräche sind meine Mutmaßungen. Die wesentlichen Elemente der Geschichte sind jedoch korrekt dargestellt: Die Geschichte von Ella Harvey Branham und von Charles Branham bis hinunter zu den kleinsten Details der Beschreibung, z.B. wie es in der Hütte und um die Hütte herum ausgesehen hat, die Trankerze, die Tatsache, dass Großmutter Branham niemals in ihrem Leben ein Paar Schuhe getragen hat, und dass Charles Branham nach Burkesville gegangen war, um zu Ehren der besonderen Gelegenheit einen neuen Arbeitsanzug zu kaufen. Diese Einzelheiten wurden von William Branham selbst beschrieben, als er diese Geschichten seinem Publikum in ganz Amerika erzählte.

Mit Ausnahme der Gespräche im ersten Kapitel geht der größte Teil der in dieser Biografie beschriebenen Gespräche auf das Zeugnis von William Branham selbst zurück. In den 19 Jahren, in denen seine Predigten auf Tonband aufgenommen wurden, hat er einige Geschichten unzählige Male erzählt. Wie jeder, der eine Geschichte mehrmals erzählt, hat er bei jedem Erzählen mal ein paar Einzelheiten ausgelassen oder hinzugefügt. Ich habe all diese unterschiedlichen Versionen zusammengeführt und sie in eine vollständige Geschichte gepackt. Wenn Sie die Geschichten in dieser Biografie mit einer einzelnen Gelegenheit vergleichen, bei der William Branham die Geschichte auf Tonband erzählt, fragen Sie sich vielleicht, woher ich die vielen zusätzlichen Einzelheiten habe. Aber wenn Sie diese biografische Darstellung mit ALL den Gelegenheiten

vergleichen, bei denen William Branham von diesem Ereignis erzählt hat, werden Sie sehen, dass alle die hier aufgeführten Tatsachen genau so abgelaufen sind, wie hier beschrieben. Natürlich habe ich in dieser Biografie die Geschichten in meinem eigenen Stil beschrieben. Diejenigen, die diese Geschichten in William Branhams eigenen Worten lesen möchten, können dies am leichtesten dadurch tun, dass sie seine vollständig auf CD-ROM erhältlichen Predigten bei *Voice of God Recordings* anfordern. (Nur in englischer Sprache erhältlich, Anm. d.Ü.) Die Kosten sind gering und die Suchzeit beträgt kaum mehr als drei Sekunden.

Falls Sie keinen Zugang zu Computern haben, können Sie seine Predigt-Broschüren ebenfalls bei Voice of God Recordings kostenlos anfordern. (Siehe auch die Quellenhinweise am Ende des Buches).

Wenn Sie sich über einen Punkt wundern, den Sie in den Worten William Branhams nicht ausfindig machen können, dann erinnern Sie sich bitte daran, dass seine auf Tonband aufgenommenen Predigten nicht allein als Quelle für diese Biografie gedient haben. Ich habe darüber hinaus auch Zeitungs- und Zeitschriftenartikel herangezogen, desweiteren die Bücher, die in der Bibliografie angegeben sind, sowie die Zeugnisse von Menschen, die William Branham persönlich gekannt haben. Das Ereignis in Kapitel eins zum Beispiel, wo die Taube auf dem Fensterbrett der Hütte landet, stammt von Henry Branham, dem Cousin William Branhams. Dessen Mutter war eine der Hebammen, die bei William Branhams Geburt zugegen waren. Dieses Ereignis ist verzeichnet in der Zeitschrift *Only Believe*, Ausgabe vom August 1988. (Band 1, Nummer 2, Seite 18)

Jede Biografie kann nur eine Darstellung eines Lebens sein. Da jeder Biograf die Welt durch seine eigenen Augen sieht, gibt sein Buch auch seine eigene Sicht des Themas wieder. Aus diesem Grund gibt es mehr als 900 Biografien von Abraham Lincoln. Selbst Autobiografien sind subjektiv. Obgleich Benjamin Franklin eine der erfolgreichsten Autobiografien in der Geschichte Amerikas geschrieben hat, sind seit dieser Zeit noch zahlreiche Biografien über ihn erschienen. Es gab noch viel mehr zu sagen – auch aus anderen Blickwinkeln.

Die vorliegende Biografie gibt selbstverständlich meine eigene Sicht von William Branham wieder – ein Verständnis, das ich in

meinen Jahren der Recherche und des Gebets entwickelt habe. Ich habe versucht, den Tatsachen und dem Geiste Gottes, der das außergewöhnliche Leben dieses Mannes inspiriert hat, treu zu bleiben. Aber es gibt noch viel mehr zu lernen über seine Erfahrungen und Lehren. Wenn Sie diese Biografie gelesen haben, ist der beste Ort, um mehr zu erfahren, vielleicht William Branham selbst – durch das Hören seiner aufgenommenen Predigten oder durch das Lesen seiner Predigten in Buchform. Es ist die Zeit und die Mühe wert.

Anhang

Psalm of Life

Tell me not, in mournful numbers,
Life is but an empty dream!
For the soul is dead that slumbers,
And things are not what they seem.

Life is real! Life is earnest!
And the grave is not its goal;
Dust thou art, to dust returnest,
Was not spoken of the soul.

Not enjoyment, and not sorrow,
Is our destined end or way;
But to act that each tomorrow
Finds us farther than today.

Art is long, and Time is fleeting,
And our hearts, though stout and brave,
Still, like muffled drums, are beating
Funeral marches to the grave.

In the world's broad field of battle,
In the bivouac of Life,
Be not like dumb, driven cattle!
Be a hero in the strife!

Trust no Future, however pleasant!
Let the dead Past bury its dead!
Act, act in the living Present!
Heart within, and God overhead!

Lives of great men all remind us
We can make our lives sublime,
And, departing, leave behind us
Footprints on the sands of time;

Footprints, that perhaps another,
Sailing over life's solemn main,
A forlorn and shipwrecked brother,
Seeing, shall take heart again.

Let us, then, be up and doing,
With a heart for any fate;
Still achieving, still pursuing,
Learn to labor and to wait.

The far away Southwest

I am lonesome, oh, so lonesome
For that far away Southwest,
Where the shadows fall the deepest
Over the mountain crest.

I can see a lurking coyote
All around the purple haze;
I can hear a lobo hollering
Down where the longhorns graze.

And somewhere up a canyon
I can hear a lion whine,
In those far off Catalina Mountains
At the Arizona line.

The Cowboys Salvation

Last night as I lay on the prairie,
I gazed at the stars in the sky;
And I wondered if ever a cowboy,
Could drift to that sweet by and by.

There's a road to that bright happy region;
And the trail there is dim, so they say,
But the broad one that leads to perdition,
Is posted and blazed all the way.

They speak of another great Owner,
And He's never over stocked, so they say.
He'll always make room for a sinner,
That'll drift on that straight narrow way.

They say He will never forsake you,
And He knows every action and look,
for safety we'd better get branded,
Have our name on His great tally Book.

For they say there will be a great roundup,
When cowboys like dogies will stand,
to be marked by the riders of judgement,
Who are posted and know every brand.

I guess I will be a stray yearling,
Just a man that's condemned to die;
I'll be cut in the bunch with the rusties,
When the Boss of those riders comes by.

Bibliografie

William Branham, A Man Sent From God: Von Gordon Lindsay (in Zusammenarbeit mit William Branham), 1950/216 Seiten.
Beschreibt William Branhams Leben bis 1950, mit Kapiteln von Jack Moore, Gordon Lindsay und Fred Bosworth.

William Branham, A Prophet Visits South Africa:
Von Julius Stadsklev, 1952/195 Seiten.
Detaillierter Bericht über William Branhams Reise nach Südafrika.

Deutsche Ausgabe: Ein Prophet besucht Südafrika:
In Bearbeitung: Gemeinde Krefeld-Uerdingen.

I was Not Disobedient to the Heavenly Vision:
Von William Branham, 1947, 27 Seiten.
Beschreibt die Heilung der 7-jährigen Betty Daugherty und stellt ein Tagebuch von William Branhams anschließendem Glaubensheilungsfeldzug in St. Louis, Missouri dar.

Jesus Christ The Same Yesterday, Today and Forever:
Von William Branham, 1936/24 Seiten.
Kurze Beschreibung seiner Berufung zum Predigtamt und seiner ersten Visionen und Heilungen nach der Bekehrung 1932.

Footprints on the Sands of Time:
Herausgegeben von den Mitarbeitern der Spoken Word Publications, 1975/700 Seiten.
Eine Sammlung von Geschichten, die William Branham über sein ungewöhnliches Leben erzählt hat, transkribiert von seinen aufgenommenen Predigten und in ein autobiografisches Format gebracht.

Alle oben genannten Bücher zu beziehen durch:

Voice of God Recordings, Inc.,
P.O. Box 950, Jeffersonville, Indiana 47131, USA

Only Believe Magazine: Diese Zeitschrift veröffentlicht Artikel über William Branhams Leben und Werk.

Healing Thoughts: Auszüge aus Predigten William Branhams.
Beides von Rebekah Branham Smith.

Generation: Von Angela Smith.
Erinnerungen von Zeugen vieler Begebenheiten
während der 33 Jahre des Dienstes William Branhams.

Zu beziehen durch: Believers International (www.onlybelieve.com)
P.O. Box 1000
Elizabethton, TN 37644-1000
USA

Deutsche Ausgabe von Healing Thoughts (**Heilungsgedanken**)
und **Generation** zu beziehen durch: Gemeinde Krefeld-Uerdingen.

Acts of the Prophet: Von Pearry Green, 1969/207 Seiten.
Gibt die wichtigsten Punkte im Leben William Branhams sowie
Pearry Greens persönliche Erfahrungen mit William Branham wieder.

Zu beziehen durch: Tucson Tabernacle
2555 North Stone Avenue
Tucson, Arizona 85705
USA

Deutsche Ausgabe: Die Geschichte eines Propheten.
Zu beziehen durch: Versammlung bibelgläubiger Christen,
Köhlerstraße 12
75328 Schömberg-Bieselsberg
Deutschland

Christ the Healer: Von F.F. Bosworth, 1973/241 Seiten.

Eine Sammlung seiner Predigten in den 20er und 30er Jahren, die anhand der Bibel beweist, dass Jesus Christus auch heute noch ein Heiler ist.

Zu beziehen durch:

World Outreach Publications
P.O. Box 4402
Dallas, Texas 75208
USA

Deutsche Ausgabe: Christus unser Heiler

Zu beziehen im Buchhandel oder durch:

Missionswerk Karlsruhe
Kießlerstr. 2-12
76185 Karlsruhe
Deutschland

ISBN 3-89132-021-3

All Things Are Possible: The Healing and Charismatic Revivals in Modern America: Von David Harrell, jr., 1975/304 Seiten.

Zeigt, wie der Dienst William Branhams in den 50er Jahren einen Boom bei Heilungs- / Erweckungspredigern hervorgerufen hat.

Zu beziehen durch:

Indiana University Press
601 North Morton Street
Bloomington, Indiana 47404
USA

ISBN 0-253-20221-3

Predigten William Branhams sind in Druck und auf Tonträger in verschiedenen Sprachen zu beziehen durch:

Voice of God Recordings, Inc.,
P.O. Box 950, Jeffersonville, Indiana 47131, USA

Europäisches Büro:

Voice of God Recordings, Inc.
P.O. Box 78
NL - 9529 AB Nieuw-Buinen
Niederlande

Tel.: +31-599-65 15 70
Fax: +31-599-650481
E-Mail: vgr-europe@dds.nl
Internet: www.branham.org

Deutsche Übersetzungen:

SKV Versandbuchhandlung
Herbert Assmies
Ahornstraße 15
75328 Schömberg-Bieselsberg, Deutschland

Tel.: +49 (0)7235-980070/71 Fax 980072
E-Mail: SKVHA@T-Online.de

Gemeinde Krefeld-Uerdingen
Adolf-Dembach-Str. 14
47829 Krefeld, Deutschland

Tel. +49(0)2151-4943-78 - Fax 4943-80

**Alle Ausgaben von Büchern, Kassetten, MP3, DVD usw.,
der Gemeinde Krefeld-Uerdingen dürfen nur kostenlos
weitergegeben werden.**

In dieser Reihe erschienen:

Buch Eins
Der Junge
und seine Entbehrung
(1909–1932)

Vom Augenblick seiner Geburt an war William Branham zu etwas Außergewöhnlichem bestimmt. Von Armut und Ablehnung geplagt, wurde er ein nervöses Kind. Ständig widerfuhr ihm ungewöhnliche Dinge, geheimnisvolle und übernatürliche Dinge ... aber er begann nicht eher über Gott nachzudenken, bis er 14 Jahre alt war und beinahe beide Beine nach einem Schusswaffenunfall verlor. Als er sterbend in einer Blutlache lag, sah er eine schreckliche Vision über die Hölle – er sah sich selbst kontinuierlich tiefer in die Region der verlorenen und umhertreibenden Seelen fallen. Er flehte Gott um Gnade an und bekam auf wundersame Weise eine zweite Chance – eine Chance, die er später fast zu ergreifen versäumte.

Buch Zwei

Der junge Mann und seine Verzweiflung

(1933–1946)

Als junger Pastor bemühte sich William Branham darum, sein eigenes, sonderbares Leben besser zu verstehen. Warum war er der einzige Geistliche in der Stadt, der Visionen hatte? Als Gott ihn 1936 erstmals zum landesweiten evangelistischen Dienst berief, weigerte er sich und musste diesen Fehler teuer bezahlen mit dem Verlust seiner Frau und Tochter, die an Tuberkulose starben. Die Visionen blieben. Prediger sagten ihm, diese Visionen kämen von Satan. Die Verzweiflung trieb ihn schließlich dazu, Gott in der Einsamkeit der Wälder zu suchen, wo er einem übernatürlichen Wesen von Angesicht zu Angesicht begegnete. Der Engel übergab ihm von Gott den Auftrag, den Völkern der Welt eine Gabe der göttlichen Heilung zu bringen. Als William Branham argumentierte, dass die Menschen nicht glauben würden, dass er wirklich einen Engel getroffen habe, sagte der Engel, dass ihm zum Beweis seiner Berufung zwei übernatürliche Zeichen gegeben werden. Dann müssten sie glauben. Und sie *glaubten!*

Buch Drei

Der Mann

und sein Auftrag

(1946–1950)

Schon kurz nachdem der Engel William Branham begegnet war und ihm gesagt hatte, dass er dazu bestimmt sei, den Völkern der Welt eine Gabe der Heilung zu bringen, erschien das erste Zeichen: Eine physische Reaktion seiner Hand, zu der es nur kam, wenn er die Hand eines Menschen berührte, der an einer durch Keime hervorgerufenen Krankheit litt. Innerhalb von zwei Monaten des Dienstes, hatte William Branhams außergewöhnliche Gabe nationale Aufmerksamkeit erreicht. Die Menschen strömten zu Tausenden in seine Versammlungen, in denen er die Erlösung und göttliche Heilung im Namen Jesu Christi predigte. Es gab zahllose Wunder. Die Welt hatte so etwas seit den Tagen da Jesus durch Galiläa zog, die Teufel austrieb und die Kranken und Geplagten heilte, nicht mehr gesehen.

Doch immer noch zweifelten einige daran, ob der demütige Mann wirklich einen Engel getroffen hatte. Dann erschien das zweite Zeichen ... und sie mussten es glauben!

Buch Vier

Der Evangelist

und seine Anerkennung

(1951–1954)

William Branham ist ein Paradox in der neueren Geschichte. Im Jahre 1946 sprang sein Dienst in weniger als sechs Monaten aus dem Verborgenen ins Rampenlicht der nationalen Aufmerksamkeit und entfachte im weiteren Verlauf eine weltweite Glaubensheilungs-Erweckung. Dieses Kunststück gelang ihm mit Hilfe einer einzigartigen Gabe – einem übernatürlichen Zeichen, das Menschen derart verblüffte, dass sie ihm Beachtung schenken mussten. Schon bald nahmen Christen auf der ganzen Welt davon Notiz. Zwischen 1951 und 1954 hielt William Branham die größten christlichen Versammlungen, die es bis dahin in der Geschichte der Menschheit gegeben hatte – ungefähr 300.000 Menschen allein in einer Versammlung in Bombay (Indien)! Die Nachfrage nach seinem Dienst in Amerika und darüber hinaus schien nicht befriedigt werden zu können. Doch William Branham war nicht zufrieden. Etwas schien verkehrt. Lange wusste er nicht, was es war, doch Ende 1954 erkannte er es: Sein Dienst würde sich ändern müssen.

Buch Fünf

Der Lehrer und seine Ablehnung

(1954 - 1959)

William Branham's internationaler Dienst hatte drei Hauptphasen. Zuerst erkannte er Krankheiten aufgrund eines übernatürlichen Zeichens in seiner Hand. Später ermöglichten ihm Visionen Krankheiten und andere Dinge zu unterscheiden. Zwischen 1946 und 1954 nahmen aufgrund seines Predigtendienstes über 500.000 Menschen Jesus Christus als ihren Erlöser an – und es ist schlicht unmöglich zu schätzen, wie viele Millionen aufgrund seines Gebetes geheilt wurden. Als er erkannte, dass die Menschen die geistlichen Tiefen und Höhen nicht aufnahmen, die das Wort und der Geist Gottes ihnen anbot, fühlte William Branham, dass der Geist Gottes ihn rief, mehr zu tun. Er wusste, dass die Menschen seine Versammlungen aus unterschiedlichen Gründen besuchten. Manche kamen, weil sie glaubten, dass der Geist Jesu Christi gegenwärtig war. Andere kamen der Neuheit und Spannung wegen – genau wie die Menschen sich versammelt hatten, als Jesus die Kranken heilte und Wein, Brot und Fisch vermehrte. Aber es waren die Lehren Jesu, die die Weltgeschichte veränderten. William Branham fühlte, dass Gott ihn rief, während seiner Glaubensheilungs-Feldzüge mehr zu lehren. Er glaubte, sein Dienst könnte einen dauerhaften und nutzbringenden Beitrag für die christliche Gemeinde stiften. Von 1955 an lehrte er nicht nur göttliche Heilung, sondern auch andere Bereiche des Wortes Gottes. Gott gab ihm eine Vision über eine neue Phase seines Dienstes – eines „dritten Zuges“ (um die Worte des Engels zu gebrauchen) –, die alles in den Schatten stellen würde, was Gott durch ihn in der Vergangenheit gewirkt hatte. Es war unvermeidlich, dass er damit bei manchen Anstoß erregte.

Bücher sind zu beziehen durch:

(in englischer Sprache)

Tucson Tabernacle
2555 North Stone Avenue
Tucson, Arizona 85705, USA

(in deutscher Sprache)

Gemeinde Krefeld-Uerdingen
Adolf-Dembach-Straße 14
D-47829 Krefeld
E-Mail: bfr@aic-europe.com

